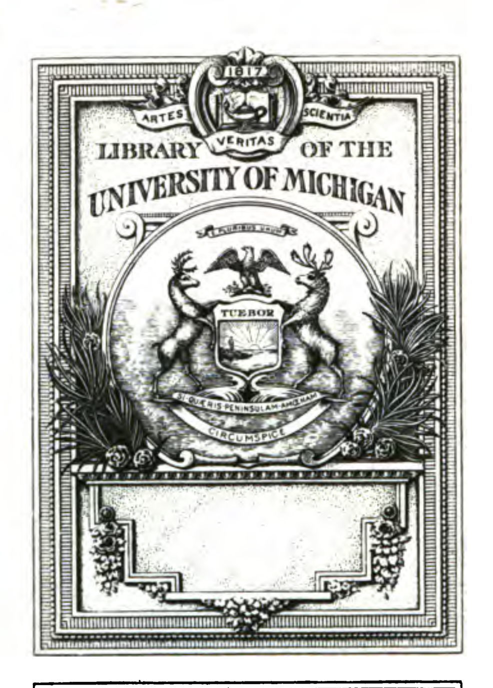
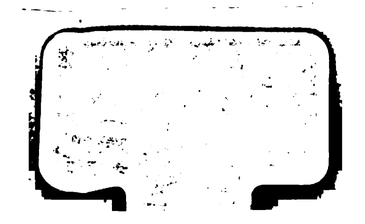
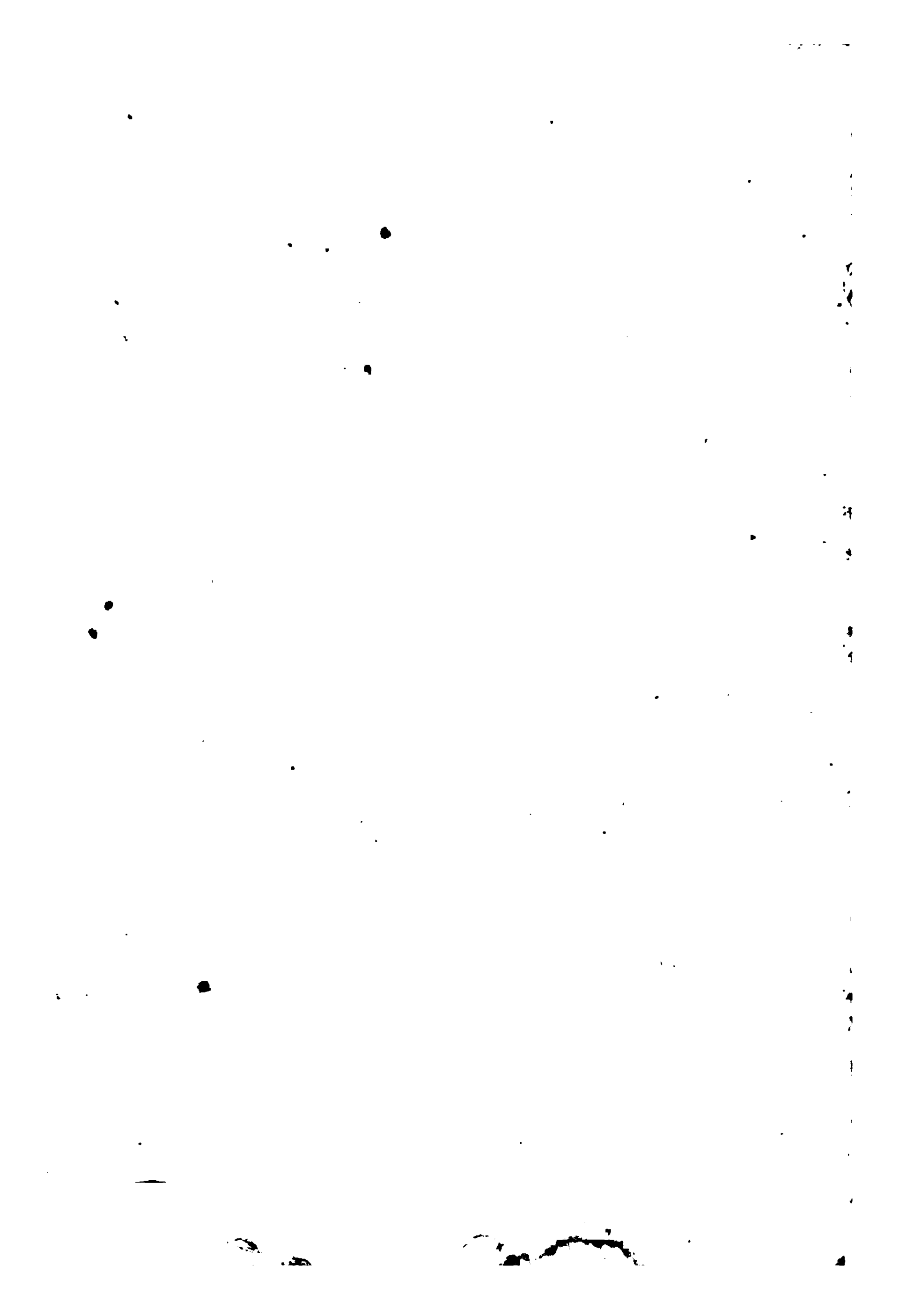

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Briefe

über

Unsterblichkeit

und die

Pfänder unserer Fortdauer.

Zum Trost für Alle, denen Zweifel oder Trennungs-schmerz das Herz bewegt.

Herausgegeben

von

Dr. W. Hesse.

Leipzig, 1853.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Briefe über Unsterblichkeit.

Inhalt der Briefe.

Seite.

Seite.

Seite.

I.

April.

Lieber Julius!

Ich schicke Dir den ersten freundlichen Gruß aus meiner kleinen ländlichen Villa. Die Natur und mein Herz sind voll von Frühlingsahnungen, es ist so eine heitere Lust, sie zu belauschen, und die Blüthen und Hoffnungen des Jahres Schritt vor Schritt in Erfüllung gehen zu sehen. Warum sollte ich es nicht eben so gut haben, wie die kleinen Vögel, die im herrlichen Waldesgrün den schönen Frühling hinbringen? Alle Thiere schwelgen gleichsam in dem Genuß der Natur und der wiederkehrenden Lenzestage; auch dem Menschen ist dies Gefühl, diese treue Anhänglichkeit an die freie Natur angeboren. Ich rede aber nicht von dem Verbildeten, der in gespreizten Worten und mit erzwungenem Enthusiasmus eine schöne Gegend betrachtet und Dir die Naturschönheiten schildert, sondern von schlichten Menschen auf dem Lande, wie mein Müller. Ich lobte dem die reizende Lage seiner Mühle, und er sprach so recht mit frommer Rührung: Ja,

wenn ich mit Sonnenaufgang heraustrete, sehe die bunte Wiese und ihre tausend Blumen, das grüne Laub, das in der Morgensonne schimmert, und höre rundum von allen Zweigen die kleinen Vöglein singen, dann wird mir's doch gar wohl um's Herz, und ich fühle mich recht innig froh.

Ich wohne nämlich in einer Mühle, mein Julius, und zwar mitten im Walde. Einsame Waldmühlen haben immer für mich was Idyllisches und Anziehendes gehabt, und das bischen Geräusch und Geplätscher wird man bald gewohnt. Mein Müller versichert mir, daß er des Sonntags, wenn die Mühle ruhe, sich selbst ganz unruhig fühle, und nicht so gut schlafe, wie sonst.

Du kennst das schöne Mühlenthal bei N. eine Stunde von W. Der reizendste Wiesengrund zieht sich mit dem klaren Forellenbach zwischen hohen Felsen und dem dunklen Eichenwald hin, und fünf Mühlen begrüßen Dich allmählig mit ihrer kleinen ländlichen Wirthschaft, wenn Du das grüne schattige Thal durchschreitest. In der ersten und stattlichsten wohne ich; denn ich fand da noch das kleine unbewohnte Nebenhaus mit seinem Garten, das einst ein benachbarter, allein in der Welt stehender Geistlicher, wie er im Greisenalter sich zurückzog, als stillen Ruhesitz erbaut hatte. Hier bin ich häuslich eingerichtet, und lebe bei einer braven Familie. Die Frau ist Haushälterin bei einem Gutsbesitzer gewesen und weiß mit Küche und Haus umzugehen. Meine Zimmer sind zierlich aufgeputzt; der Garten steht voll Blumen, und die Kirsch-

bäume senden ihren Blüthenduft nach meinen Fenstern. Rundum bin ich von der lebendigsten Gesellschaft umgeben. Die Drosseln erzählen mir alte Waldmärchen, die Nachtigall singt ihre Liebeslieder, und die liebe Grasmücke begleitet sie mit ihrer süßen Flötenstimme. Dabei zwitschert's und dudelt's aus allen Ecken von kleinen Waldbewohnern. Drüben an der Bergwand sehe ich aber oft still und bescheiden das Reh den schlanken Nacken drehen, und in dem Dickicht der Gebüsche wieder verschwinden.

Ich brauche nur wenige Schritte zu gehen, so umfängt mich Waldeinsamkeit. O süßes Wort, Waldeinsamkeit! Kühles Dunkel unter dem grünen Baldachin junger Buchen; hie und da riesenhafte Eichen, die die Geschichte alter Tage rauschen, kleine geschlossene, lichte Waldwiesen; o wie glücklich macht ein solcher stiller Aufenthalt, am Busen der Natur, in heiterer Betrachtung des Lebens, in rührender Erinnerung vergangener Zeiten, und in erwachender Hoffnung künftiger.

Hier habe ich so recht Zeit, mich wieder zu sammeln, zu sinnen, zu denken, und Betrachtungen über mich und Alles, was dem Leben wichtig ist, anzustellen. Lange hatte ich eine Sehnsucht, aus dem vernichtenden Gewirr des Alltagslebens mich einmal in die Einsamkeit, in stille Ruhe, in ein beschauliches Leben zurückzuziehen, und ich habe nun vorerst dies Ziel erreicht.

Wir leben doch eigentlich gar zu wenig, wenn wir die schönsten Stunden des Tages in den Elendigkeiten der Geschäfte verbringen müssen. Trauriges

Geschick, wenn man Morgens die Gardinen vor der goldnen Sonne schließt, an die lieben Vögel, die draußen singen, an das Perlenmeer der Thautropfen, an die duftenden Blüthen, an den grünen Wald denkt, und sich in die nüchternen prosaischen Akten vergraben muß. Und was bietet Dir zur Erholung die Gesellschaft mit ihrer Hohlheit und Langeweile? Wie schwer wird es Dir, nach den Bitterkeiten solcher Tage Dich in einigen ruhigen Abendstunden wieder zu sammeln, zu erholen, und zu rein menschlichen Gefühlen zu stimmen!

Der erwachende Frühling weckte wieder in mir so viele Betrachtungen und Gefühle, weckte die alte Sehnsucht in meiner Brust. Da hörte ich eines Abends aus einiger Ferne die rauschende Musik einer Beethovenschen Symphonie, und sie rief tausend Empfindungen und Bilder in mir hervor. Aber es waren nicht mehr die belebenden, muthigen, erhebenden Eindrücke, die einst die Musik auf den Jüngling machte; sondern ich dachte nur rückwärts, und es erwachten in mir in poetischer Begeisterung alle süße Erinnerungen an glückliche, hocherhebende Momente und Scenen meines vergangenen Lebens; ich dachte an Freunde und Geliebte, mit denen ich einst innig glücklich war, und an den tiefen Schmerz, wenn das Alles, was noch jetzt meine Seele füllte, nur ein vorüberrauschender Traum gewesen wäre. Ich sehnte mich nach Beruhigung, die ich nur in der Stille ländlicher Einsamkeit, welche der Selbstbeschauung so günstig ist, finden konnte.

In den Armen lieber Freunde konnte ich nicht mehr Trost suchen; ich mußte an den Busen der Natur, der segnenden Mutter, flüchten. In dieser unendlichen Fülle des Blühens und Schaffens des wiedergebornen Frühlings frage ich mit sehnsüchtigem Herzen: Wo ist mein Georg, der Jugendgespiele, der Freund, der mich so innig liebte, der mir leise athmend in das Ohr flüsterte: Ich sterbe, behalte mich auch im Tode lieb! Wo ist er, der mir für immer seine lieben Augen und Lippen schloß? Auf die leisen Geisterstimmen, die in dem Heiligthum des Waldes rauschen, will ich horchen!

Wenn wir älter werden, drängt sich immer ernster die Frage auf: Was ist Tod? Was ist Bestimmung unseres Lebens? Und darüber müssen wir mit uns selber in's Reine kommen. Wir blicken rückwärts und vorwärts, wir quälen uns mit Denken, Fragen und Zweifeln; wir horchen hinaus nach den Fernen des Himmels und der Erde, und — vergebens. Immer werden wir wieder zurückgeführt auf unser eignes Innere, in die Tiefen unserer Brust. Da nur sind Stimmen, die uns antworten; da ist der Spiegel, in welchem Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit allein zurückstrahlen. Alles Leben, alles Bewußtsein ist nur ein Inneres.

Wie anders ist es mit uns in der Jugend! Da dünkt uns das irdische Leben selbst noch eine Ewigkeit. Alles, was wir lieben und wünschen, ist in frischer Fülle um uns. Der Verlust klingt uns wie ein fernes unglaubliches Mährchen. — Aber ach, wie haben sich die Verluste gedrängt beim Aelterwerden! Wie viele

Freunde und Liebe lächeln uns nicht mehr an; ihre frohen Stimmen sind verhallt; die Blüthen des Lebens entblättern sich von Jahr zu Jahr, und die glücklichen Stunden mit ihrem reichen Zauber stehen wie ferne erlöschende Bilder in der Erinnerung. Ein Ziel, ein Uebergang steht uns bevor; doch die Zukunft liegt in einer trüben Ferne, deren Farben wir nicht unterscheiden können.

Wen wollte nicht oft, wenn er das Leben, und sein Wirken und Schaffen überschaut, eine tiefe Wehmuth, eine heiße Sehnsucht ergreifen. Lebewohl, mein Julius, und liebe mich immer.

II.

April.

Was so ein schöner Frühlingsmorgen doch für Reize hat! Alles frisch und lebensfroh, heiter und glücklich. Wenn wir nach einem ruhigen, gesunden Schlafe erwachen, und in die fröhliche Welt hineinblicken, da umschlingen Blüthenkränze die Vergangenheit und Zukunft; wir können uns plötzlich glücklich fühlen, das Herz voll schöner Hoffnungen und heiterer Lebensbilder. Aber immer ist es die Erinnerung, aus der wir schöpfen, das Bild vergangenen Glückes und Geschickes. Was wäre doch das Leben ohne diesen

Spiegel der Seele, in dem die ganze Nacht der Vergangenheit ihre tausend Sterne und Lichter widerstrahlt. Welche unendliche geistige Kraft liegt ihr zum Grunde! Und welche wohlthätige Organisation des menschlichen Geistes spricht sich mir darin aus, daß die Erinnerung uns immer schnell über die tausend Unannehmlichkeiten und Qualen des Lebens, wie über die Meeresklippen in den Tiefen, hinwegführt. Sie hält nur das Erfreuliche, die schönen, lichten Bilder fest, und die Phantasie hebt und verschönert sie noch, so daß auch das mit tausend Verdruß und Unbehaglichkeit durchschlungene Leben uns in der Ferne als ein harmonisches und erfreuliches Ganze erscheint. Ach, und wie viel mehr trübe als freudige Stunden zählt das Leben. Wohl uns, daß wir sie vergessen; wenigstens ihre Schmerzen.

Diese Empfindungen begleiteten mich auf meinem frühen Spaziergange. Ich betrachtete die fröhliche Welt meiner kleinen Umgebung. Nichts wie Lust, Blühen, Freude. Alle Thiere des Waldes sind so glücklich im Genuß des Augenblickes, als ob nie eine Veränderung ihres Zustandes statt habe. Sie kennen keinen Tod und keinen Untergang, keinen Schmerz und keine Zukunft. Der Mensch dagegen weiß es, daß seine Tage gezählt sind; auch der glücklichste, der reichbegabteste weiß, daß die Stunde kommt, wo er den Zauber dieses Daseins, wo er Alles, was auf dieser Welt ihm lieb und theuer ist, zum letztenmal begrüßt, und nie wieder den heiligen Boden der Muttererde betritt. Und doch ist er eben so heiter, so froh, so

glücklich in der Gegenwart, wie die lustigen Vögel auf jenen Zweigen. Da sind zwei junge Mädchen im Thal, und schneiden Futter für die Kühe, ein Bild der glücklichsten Fröhlichkeit; Scherz, Lust, Neckerei und Uebermuth wechseln mit den heitersten Liedern aus voller Brust. Der Rinderhirt, der bergauf zieht, der Müllerbursch mit seinen Eseln, sind nicht minder selig und froh. Was erhält in der Menschenbrust dieses frohe Gefühl des Daseins, und bannt jede Sorge und jeden Zweifel an der Zukunft? Ich glaube, nur ein seiner Natur eingeborenes Gefühl eines festen Daseins, das über Vergänglichkeit erhaben ist.

Ja, mein Julius, ich glaube an ein solches göttliches Pfand in der Menschenbrust, an dies sichere Gefühl des für die Ewigkeit, für ein ewiges, glückliches Fortschreiten bestimmten Daseins. Und können wir wohl ein solches mit uns geborenes Bewußtsein entbehren? Alles was uns Positives zu unserer Beruhigung geboten und gelehrt wird, es hat keine Grundlage, außer in unserem eignen Busen. Und die philosophischen Bestrebungen der Denker haben mir noch nie einen Himmel geöffnet, wohl aber den meinigen oft mit düsteren Wolken bedeckt.

Da das Leben für uns eine Schule sein soll, und über so Vieles uns belehren und verständigen kann, so denke ich gar oft über das Meinige nach, und vergegenwärtige mir namentlich die Ruhe und das Glück der Kindheit, welche der Zauber der Ferne mit ihren Farbenübergängen mir nur reizender malt. Dieses ruhige sichere Leben in der Gegenwart, wie es das

Kind im Herzen trägt, ist das Angeborne, was Gott dem Menschen mitgab, als Schild und Schutz gegen Angst und Sorge. Wohl weiß ich noch, wie mir die Welt nur ein unendlicher Garten war, eine Erweiterung meines Kindergartens; und dieser war auch eine Welt, die mir vollkommen genügte.

Die Welt war mir freilich ein Räthsel, aber ein schönes, das erfreuliche Lösung überall versprach. Sie war mir auch ein Wunder, das ich zu begreifen nicht im Stande war; und so glaubte ich willig an alles Wunderbare. Dies gehört ja gleichsam zum Leben, das ohne Geheimnisse, und ohne den Glauben an eine unsichtbar uns umgebende Geisterwelt nicht bestehen kann. Ich glaubte daher auch meiner alten Großmutter jeden kleinen Aberglauben auf's Wort, und war von solchen Geheimnissen und zauberhaften Einflüssen auf's festeste überzeugt.

Gleichfalls war ich mit der Natur auf's innigste befreundet. Wenn ich im Freien leben konnte, fühlte ich mich erst recht heimathlich und froh. Alle Jahreszeiten, alle Naturgegenden hatten für mich Reize; aber am liebsten kehrte ich immer wieder zu den gewohnten Umgebungen, an die Lieblingsplätze zurück, welche mir die Phantasie bevölkerte, und liebe Erinnerung verschönte. Aus diesem Naturgefühl, das auch den Vogel unbewußt über Länder und Meere wieder in sein altes Nestchen führt, entwickelt sich im Menschen bei reiferen Jahren die Liebe zur Heimath, zur Familie, zum Vaterland.

Dem Kind ist das künftige, ihm noch so fern dün-

kende Lebensalter schon selbst eine Ewigkeit und Unsterblichkeit. Reich, voll und unerschöpflich liegt die Zukunft vor ihm. — Was könnte aber den Greis wieder zum frohen Kinde machen, wenn es nicht die rosenfarbene Zukunft eines künftigen Lebens, die Hoffnung einer Fortdauer wäre. Wie weise ist doch vom Schöpfer der Stufengang und die Bildsamkeit der Seelenkräfte eingerichtet. Das Kind bedarf noch nicht des Gedankens an die Frage über die Fortdauer, weil es ihn noch nicht zu denken vermag. Und will er auch einmal auftauchen: er verfliegt schnell wieder in der Lebensfülle der Gegenwart.

So steht es noch lebendig in meiner Phantasie, wie ich einst als Kind im Dunkel der Schlafkammer zwischen den hohen Himmelbetten stand, und zum erstenmal der Gedanke mir durch die Seele fuhr, daß auch Eltern und Großeltern mir wohl einmal durch den Tod könnten entrissen, daß dies glückliche und heitere Beisammensein der Familie könnte gestört werden. Ich mochte ihn nicht ausdenken; ein solcher Zustand, nach dem Nächsten und Geliebtesten noch zu leben, schien mir unmöglich.

Die Phantasie ist wohl die Seelenkraft, die am mächtigsten bei den Kindern wirkt; sie entwickelt eine Fülle von Blüthen. Aber leider wirkt bald die ganze Erziehung dahin, diese Blüthen wieder welken zu lassen, sie zu vernichten, ehe sie Früchte bringen.

Meine kindliche Phantasie war unablässig thätig; sie wußte Alles zu beleben, in Bewegung zu setzen und zu verschönern; es war mir eine wahre Lust, mich

ihren Gebilden hinzugeben. — Wie konnte ich oft stundenlang Abends am Fenster sitzen und beim Mondenschein dem Wolkenzuge zusehen. Die Phantasie schuf unablässig Gestalten, Gruppen von Figuren und Gebilden; und ich träumte mir, was wohl all' Großes und Herrliches hinter dem dunkeln Himmelszelt verborgen sein möge.

Wie nun aber das Kind anfangs sich den Verlust des irdischen Lebens seiner Lieben nicht denken kann, so ist es doch bald genöthigt, zu seinem Trost sich den Hoffnungen eines Wiedersehens hinzugeben. Auch in meiner jungen Brust erwachte allmählig der Gedanke an ein jenseitiges Leben nach dem hiesigen, und es schloß sich Begriff und Idee desselben an jene Gebilde meiner thätigen Phantasie, die in einem kindlich-idyllischen und patriarchalischen Familienleben sich bewegte, auf's genauste an.

Die ersten ernsten, aber gemüthlichen Betrachtungen dieser Art stellte ich mit einem lieben Knaben, meinem theuersten Seelenfreunde, dem unvergeßlichen Georg, an. Und wie glücklich, wie ruhig, wie sicher erwogen wir die Zukunft.

Ich erinnere mich lebhaft eines seligen Abends, den ich mit ihm verlebte. Wir saßen in einem Garten, im klarsten Mondschein einer warmen Sommernacht; wir waren so innig erfreut über die Pracht dieser goldnen Scheibe; wir sprachen von dem Glanz und der Herrlichkeit des Himmels, von der Seligkeit des Wiedersehens in glücklichen Gefilden, die auf jenen Gestirnen sich den Menschen eröffnen würden. Wir schwu-

ren uns ewige Liebe diesseits und jenseits, und drückten uns an die hochschlagenden jungen Herzen.

O, Julius, hätte ich dies Glück, diese Himmelsruhe, dieses selige Gefühl immer in meinem Herzen bewahren können.

III.

April.

Immer, bei allem was ich denke und empfinde, komme ich auf meine frühsten Jugendjahre zurück. O, es ist eine schöne Zeit, die Kinderzeit, und die Erinnerung schmückt sie immer reicher, je ferner sie uns tritt. Da ist noch Alles Natur und frisches üppiges Leben; lauter Knospen, welche reiche Blüthen und Früchte versprechen. Wenn nachher meist nur wenig gute Früchte gedeihen, so sind wir selbst schuld mit unserer verkehrten Erziehung, und mit dem irdisch-weltlichen prosaischen Treiben, in das wir die glücklichen Geschöpfe recht zeitig drängen.

Nie habe ich Männer so herzlich geliebt, wie die Gespielen meiner Kindheit; und noch heute bin ich so gern unter Kindern. Da hat mein Müller auch einen Knaben und ein Mädchen, mit denen ich mich mehr unterhalte, als mit den Alten. Der Junge reicht mir

zum guten Morgen die Hand mit einer gewissen Derbheit, das kleine Mädchen lächelt verschämt, wenn ich es auf den rothen frischen Mund küsse. Männliche Kraft und weibliche Schamhaftigkeit sind auch angeborne Eigenschaften. Wie solchen Kindern doch Alles neu ist in der Welt, und wie sie es mit der lebendigsten Phantasie ergreifen! Wie sie sich freuen können über Alles, was die Natur ihnen bietet, über das unscheinbare Blümchen und über den blauen Himmel, über den bunten Schmetterling, und über die erste rothe Kirsche! Und wie lernbegierig sie sind, welche wunderliche Fragen sie thun, wie sie mit Gedankenblitzen uns überraschen! Vergleiche 'mal damit die Drathpuppen Deiner Kanzlei, diese dürren, vertrockneten Pflanzen, die zu früh der Nachtfrost des Lebens traf.

Eine geistige tiefe Verwandtschaft knüpft uns an die Natur. Und die Erinnerung an das Leben in ihr und mit ihr ist das rosenfarbene Band, das alle meine Begebenheiten umschlingt. Jene Gärten und Blüthenbäume, Wälder und Berge, Thäler und Schluchten knüpfen sich eng an Alles, was ich dort gelesen, gedacht, empfunden und geträumt habe, und ich gedenke ihrer, wie einer fernen süßen Heimath. Das Band wird um so inniger, da wir meist einsam mit der Natur leben, und doch so glücklich in ihrem Umgang sind. Wer möchte sich einen Menschenschwarm suchen, um sie zu genießen. Jean Paul hat recht, wenn er irgendwo sagt, daß wir nur mit dem innigsten Freund, oder mit der Geliebten spazieren gehen

könnten, um uns des reinen Genusses der Natur zu erfreuen.

Diese Hehre und Heilige hat mir stets die unabweisbare Wahrheit in's Herz geflößt, daß ein höheres, mächtigeres Wesen, ein schaffender und erhaltender Geist über ihr und mir walte. Das einfachste Denken hat mich aber auch über Höheres belehrt; es hat mich das Unendliche und Ewige ahnen lassen. Denn der Gedanke an mein Leben, der Rückblick bis zur frühsten Kinderzeit zeigte mir eine bedeutungsvolle Fortbildung alles Einzelnen zu einem Ganzen. Ich blickte aber weiter in die Geschichte, bis in die Kindheit der Völker; und fand auch da, trotz alles Wechsels von Blühen und Welken, ein Fortschreiten der Menschheit zu einem großen Ganzen. Die Geschichte des Menschen, wie der Völker, ja der Welt, muß also einen tiefern Sinn, eine Bedeutung haben; sie muß uns etwas Göttliches darstellen, das wir Vorsehung nennen. Es muß dem Einzelnen wie dem Ganzen ein Zweck gegeben sein, und zwar ein solcher, der auf ein Dauerndes und Ewiges hindeutet, und darin wurzelt. Die Erde ist keine Seifenblase, die in Nichts verfliegt; das Leben giebt keine Guckkastenbilder, die nur abrollen und verschwinden.

So bin ich nun wieder auf die große Frage, auf den Gedanken gekommen, der mein Herz und mein Gemüth so tief bewegt und rührt.

Weißt Du, wo ich diesen Brief schreibe? Mitten im Walde unter einer hohen Buche, deren weitreichende Aeste einen Baldachin über mir bilden. Hinter mir ist

dichtes Gebüsch mit emporragenden schlanken Bäumen, wo die Finken und Zeisige sicher ihr Wesen treiben, vor mir ein hübscher grüner Platz, und durch lichtes Holz blicke ich über die Tiefe des Mühlenthales hinüber nach dem jenseitigen Berge, den die Sonne beleuchtet, und der manches Bild der Erinnerung an Waldpartieen, an heimathliche Gegenden, weckt.

O, wie es sich unter einem solchen Baume klar fühlt und denkt! Und wenn ich in die Laubhallen des Waldes hineinhorche oder die Blätter der Buche über mir leise rauschen, so glaube ich oft Geisterstimmen zu hören, die mir gar wunderliche Ideen zuflüstern.

Auch in einer Ecke des Gartens bei der Mühle habe ich einen Platz unter dem alten Birnbaum, auf dessen Zweigen mir die Hänflinge oft ganz nahe sitzen, und mich vertraulich ansehen. Du weißt, wie ich immer so stille, einsame Arbeitsplätze unter dem Laubdach der Bäume und dem freien Himmel liebte. Sie leben noch alle in meiner Erinnerung, die lieben trauten Plätze, dort unter dem riesigen Nußbaume meines Hofs, unter dem herrlichen Apfelbaum in meinem Garten; ach und alle die unvergeßlichen Plätze an jenem theuern Berge, aus dessen dunkeln Hallen ich die Schlangenwindungen des blauen Weserstromes verfolgen konnte. Selbst meine Winterstube suchte ich mir mit traulichen Plätzchen einzurichten; und von dem großen Aktentisch blickte ich oft sehnsüchtig zu dem kleinen Tisch in der Ecke, den ich mit Dichtern und Weisen geschmückt hatte, und wo ich meine Mußestunden feierte. . . . .

Ich spann heute den Gedanken an das Glück, die Ruhe und den Glauben der Kindheit fort, und ich mußte mir gestehen, daß jenes kindliche Bewußtsein, der angeborne Glaube, und das zufriedene phantasiereiche Leben des Kindes auch das der jungen Menschheit, so wie aller Völker der Erde gewesen sei, und daß diese eben so zuversichtlich die jetzige Welt an eine künftige schlossen.

Noch jetzt bedarf ein schlichtes, gesundes Volk so wenig, um über die großen Fragen, über welche, als unbegreifliche Räthsel, sich die Denker den Kopf zerbrechen, völlig beruhigt zu sein. Sie sind auch Kinder. Während der denkende Kopf grübelt und sich peinigt, lebt das Volk sorglos in der Gegenwart; es trägt die Gewißheit einer Zukunft im Herzen, ohne darüber Untersuchungen anzustellen, die doch fruchtlos sind.

Ich fragte mich einst: Was fühlte, was dachte wohl der als Vernunftwesen geschaffene Mensch beim ersten Tode, der ein geliebtes Glied der Familie traf? Der Körper liegt da regungslos, erstarrt, das Herz schlägt nicht mehr, das sprechende Auge ist erloschen, die Bewegung aller Glieder ist dahin, der süße Laut der Lippen verhallt. Mußte nicht die Idee Raum gewinnen: das was in dem Menschen lebte, sich bewegte, ist entflohen? Mußten nicht die verschiedenartigsten Vorstellungen entstehen? Das Alles, was das Leben bildete, war doch keine Maschine; der Begriff von einer Seele, der diesen Körper bewohnte, die nur entflieht, nicht mit dem Körper stirbt, lag der mensch-

lichen Vernunft so nahe, und die Empfindung des Herzens schloß bald einen Bund mit ihr. Der Mensch hätte aber keinen Trost gefunden auf der Erde, wäre er ihm nicht von oben gegeben gewesen. Ich dachte wohl: Sollte Gott, der Alles so gütig und weise schuf, den Menschen mit diesen unvermeidlichen Qualen der Ungewißheit über sein Dasein in die Welt gesetzt, oder sollte dieser vielleicht die Wahrheit selbst verhüllt, sich das Paradies verscherzt haben? Sollten die Mythen und Sagen des Alterthums uns nicht weiter führen, als alles Denken? Die erste Menschheit, die blühend, kräftig und lebensvoll in die schöne für sie geschaffene Natur trat, muß von der Absicht und dem Willen des Schöpfers überzeugt gewesen sein. Ja, sprach ich, diese Sehnsucht, diese Wehmuth, dieses Ringen, dieses Streben muß ein Ahnen der Seele sein, zugleich Erinnerung, Nachklang einer vergangnen Zeit, die für das Menschengeschlecht eine andere war, und zu der die fortschreitende Bildung wieder anstrebt.

So gefiel mir dann die Idee einer Uroffenbarung, einer Urlehre, die dem ältesten Volke gegeben sei. Aber wie thöricht! Die Offenbarung liegt ja in jeder menschlichen Brust. Der menschliche Geist ist allzeit fähig, aus sich selbst das Höhere zu schaffen, und, so weit möglich, zu erkennen. Und was von jeher der Menschengeist erfaßte, muß er auch noch heute und zu allen Zeiten hervorbringen können.

Das Bewußtsein einer Fortdauer liegt in uns. Nenne es Glauben, nenne es Ahnung; wir sind uns

dessen bewußt, wie unsers Gottes. Gleich einem Embrio schlummert in des Kindes Brust die Idee von Gott, Unendlichkeit, Ewigkeit. Die hohen Eigenschaften des Geistes sind im Stande, mittelst Nachdenken und Erfahrung sie zu erhöhen, und zur Reife zu bringen, aber nicht zu schaffen. Eine Zukunft wäre nicht zu denken, wenn sie nicht schon in der Gegenwart gegeben wäre, wenn wir nicht schon für ein Künftiges geschaffen und geistig gebildet wären. Der Mensch schaut nur zu wenig mit Schärfe des Erkennens in die Tiefen des ewigen Geistes, und hat daher so manche äußere Stützen und Hülfsmittel gebraucht, auch sie zum Theil gefunden, zum Theil vermißt.

Aber allgemein ist der Glaube auf Erden von Anbeginn, da er der Menschheit die Weihe giebt, und sie über das Thiergeschlecht erhebt. Dieser Glaube, diese Ueberzeugung ist älter als alle Philosophie, einleuchtend den schwächsten, wie den gebildetsten Kräften des Verstandes. Nur auf ihm hat die Vernunft fortgebaut. Wohl ist es erstaunenswerth, daß alle Völker an einen Himmel, und an eine Fortdauer jenseits glaubten, ohne irgend einen von der Erfahrung oder Tradition gegebenen Beweis, ohne die mindeste Kenntniß des Weltbaues und des kreisenden Erdkörpers. Alle glaubten an einen Himmel, und hielten doch die Sterne nur für glänzende Lichter. Sie glaubten daran, wie an eine alte ererbte Sage, wie an eine Erinnerung, die dunkel aus der Tiefe der Menschenbrust heraufdämmerte.

Die rohesten, wie die cultivirtesten Völker hielten

den Geist für unsterblich; und das muß also in der menschlichen Natur gegründet sein. Es muß diesem Glauben eine ewige Wahrheit zum Grunde liegen, wie sie nur die Weisesten gleichfalls durch Nachdenken zu finden vermochten.

Natürlich waren die Vorstellungen nach den Bildungsstufen der Menschen sehr verschieden. Auch wurde das Unbegreifliche, das Unerklärliche übersprungen, und die Zukunft an die menschliche und irdische Gegenwart, unter den Einwirkungen der Sitten, der Lebensart, des Klimas und der erworbenen Kenntnisse, auf mannichfache Weise angeknüpft. Wer weiß nicht, wie Griechen und Römer, Indier und Muhamedaner, Gothen und germanische Völker sich den Himmel und die Ewigkeit dachten, und wie sie die Fortsetzung ihres Seins und ihrer Wirksamkeit an irdische Vorstellungen reihten!

Das Christenthum hat reinere, geistigere Vorstellungen von seligen Zuständen verbreitet; aber wie leicht scheitert das Nachdenken auch hier an ihrer Realisirung. Hat nicht Jeder seine eignen menschlichen Begriffe von Seligkeit und jenseitigen Leben. Wem ist nicht Aehnliches vorgekommen, wie mir, als ein ältlicher Offizier, dessen höchster Genuß das Jagdvergnügen war, mir sagte: er hoffe ganz gewiß, daß er im Himmel auch auf die Jagd gehen und seine Diane, den trefflichen Hühnerhund, wieder finden werde, sonst wäre seine Seligkeit sehr problematisch. Er fügte hinzu, daß er sich so einen christlichen Himmel gar nicht denken könne, denn es sei doch nichts langweiliger, als

da auf einer Wolke zu sitzen, und mit den Engeln die Posaune zu blasen.

Dieser rohen, aber doch naiven Aeußerung liegt eine tiefe Wahrheit zum Grunde. Ein beschauliches Leben, ohne Fortschritt, ohne Wirken und Handeln, faßt unser Geist nicht, und erkennt darin für eine Ewigkeit nichts Wünschenswerthes.

Doch, die Sonne sinkt. Röthlich schimmern ihre Strahlen von der Seite durch das Smaragdgrün des jungen Laubes; die Buchen blühen über mir und um mich, zwar farblos, aber mit kräftigstem Duft. Die Abendglocke summt herüber, und bewegt so innig mein Herz; ich gehe nun in meine Mühle, und verzehre unter dem Kirschbaum mein Abendbrod. Es besteht in Milch, Eierkuchen und Schinken; o, ein köstliches Mahl; und die Kinder sind zu meiner Tafel geladen, da sie mir schon in aller Frühe Sträuße meiner lieben, süßduftenden Primeln brachten. Ich habe diese Kinder des Frühlings so gern. Vor langen Jahren ging ich im Frühjahr zum erstenmal in meinen Wald, und am Eingang trat ein hübsches, freundliches Mädchen mir entgegen, reichte mir einen Strauß der gelben eben gepflückten Blumen, und sagte: da sind schon Himmelsschlüsselchen, die schenke ich Ihnen! Seitdem erschließen sie mir in jedem Lenz einen Himmel voll Blüthenhoffnungen.

IV.

Mai.

Wie herrlich und glänzend ist ein Sonntagsmorgen auf dem Lande; und wie traurig wäre das Loos des armen Volkes ohne den heiligen Sonntag, diesen Tag festlicher, religiöser Feier, süßer Ruhe, Erholung und heiterer Betrachtung! Auch mein Leben durchschlingen die Sonntage, wie eine glänzende Perlenschnur, wie Blüthenknospen im dunkeln Blätterkranz.

Die ersten religiösen Erinnerungen, die ersten Gefühle der Andacht, wie die ersten lieblichen Feste und Freuden, knüpfen sich daran, und ich habe den Sonntag durch mein ganzes Leben als einen hehren, heiligen Tag gefeiert. Die Geschäftssorgen und Qualen der Woche warf ich weg, und lebte blos mir selbst. Der frühe Morgen bot mir Ruhe, Sammeln meines Innern und andächtige Betrachtungen. Die übrige Zeit durfte ich meinen Lieblingsstudien und Beschäftigungen, oder dem Land und den Freunden widmen. Ein voller Tag war also mein, nicht zerrissene, matte Stunden, wie in der Woche. Alles was ich Bedeutendes gedacht, gedichtet, gelernt und geschaffen, es wäre nicht vorhanden ohne diese hellen Sterne meines Lebens, die Sonntage.

Heute weckten mich früh die Sänger des Waldes. Ich lag in meinem kleinen Fenster, und hörte ihnen

zu; sie feierten auch den Sonntag, und lobten ihren Schöpfer. Die Morgensonne spiegelte sich in tausend perlenden Thautropfen, frische Luft wehte mir aromatische Blüthendüfte entgegen. Es war still in meiner Mühle; die Räder ruhten. Ländlich geputzt und bebändert standen die Kinder schon fröhlich vor der Thüre, und der Müller lag mit seinen schneeweißen Hemdärmeln und in schwarzer Sonntagsweste behaglich im Fenster. Alles im Hause schien freudig bewegt und geschäftig, sich rein und sauber herauszuputzen.

Von den nahen und fernen Dörfern hörte ich hell die Glocken zusammen klingen, und ihre feierlichen Töne spielten in allen Saiten meiner tiefbewegten Brust und weckten bald andächtige Gefühle, bald idyllische Bilder. Drüben auf dem Wege, der unter den hohen Eichen durch das Thal führt, kamen die Bewohner der entfernteren Mühlen, mit Hausgenossen und Kindern, alle festlich angethan, und gingen zur nahen Dorfkirche.

Auch ich rüstete mich und wanderte langsamen Schrittes dahin. Der ehrliche Landprediger konnte mir nicht viel Erhebendes bieten; desto mehr bot mir aber mein eignes Herz. Schon wie ich unter die hohen Linden trat, die den Kirchhof schmücken, und das geputzte, ernst und feierlich daher schreitende Volk erblickte, faßte mich ein heiliger Schauer, und meine Betrachtungen und Gefühle knüpften sich leicht an den hohen Gegenstand, der in diesen Tagen meine Seele bewegte. Ich gab mich ihnen gern hin, als ich den geweihten Tempel betrat.

Der Gedanke an Fortdauer und Unsterblichkeit reiht sich von selbst an Religion und Gottesdienst; denn das in uns schlummernde Bewußtsein einer Ueberzeugung, die doch in ein Geheimnißvolles und Unbegreifliches ausgeht, bahnt ja den Weg zur Religion. Sie liegt tief in der Menschenbrust; sie ist uns auch angeboren, wie die Empfindung für Poesie, und wie jedes höhere Gefühl des menschlichen Herzens. Wäre es sonst möglich, eine positive Religion, einen religiösen, heiligen Glauben in uns zu begründen?

Der Mensch bedarf noch eines Rückhaltes! Gott, Ewigkeit und Fortdauer sind dem erwachenden Nachdenken ewige Räthsel; der Mensch sehnt sich nach tieferen Fundamenten; und alle Gefühle und Ahnungen, Sehnsucht und Hoffnung, knüpfen sich von selbst in ein Ganzes, das auf Religion allein gegründet ist.

Wie diese auch von Vielen mit Frevel und Gleichgültigkeit betrachtet wird; was auch die Menschen Hohles und Widersinniges Religion nennen, wie auch, nach den verschiedenen Stufen der Cultur und Einsicht, die verschiedenartigsten Begriffe von Religion und religiöser Verehrung sich bilden mögen: doch schlummert in tiefer Menschenbrust immer der Keim, aus dem die schöne Blume ächter Religiosität sich entfalten kann; der Geist trägt sie in sich, und sie ist die einzige Brücke zum Ewigen und Göttlichen, das wir auf unserem geschlossenen Erdenrund nur ahnen, glauben, aber nicht erkennen können.

Die Religion, als tief der Seele eingeprägtes Gefühl, ist ein heiliges Pfand des Jenseits, eine

Sehnsucht nach dem Ewigen, die nicht täuscht, und die nie zweifeln läßt. Denn ohne Unsterblichkeit gäbe es keine Religion. Die Vernunft kann den Glauben an Fortdauer auf andern Wegen zu begründen suchen, der menschliche Verstand kann Vieles entwickeln und aufhellen; aber hüte er sich, den heiligen Boden der Religion zu verlassen; seine Resultate stehen sonst auf unsichern Fundamenten, und bringen dem Menschen nur Verwirrung, statt beseligender Ruhe.

Die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts hat alle Völker auf diesem Wege geleitet; alle haben Religion, auch die ungebildetsten. Jeder Mensch bedarf ihrer, und würde sich selbst eine bilden, wenn sie ihm nicht durch Erziehung und Tradition gegeben würde. Gern denke ich auch hier meiner Kinderjahre, des ersten Erwachens religiöser Gefühle, und ihrer Ausbildung, im Fortschreiten des Lebens. Wem, der nach Höherem gestrebt, sollte nicht die Geschichte des eigenen Geistes wichtig und belehrend, ja heilig sein!

Ehe ich noch Religionsunterricht genossen hatte, regte sich, wie billig, schon ein religiöses Gefühl in der kindlichen Brust, ein Schauer beim Ahnen der unsichtbaren Geisterwelt, auf welche die Phantasie so früh geleitet wird, Ehrfurcht vor dem Gott und Schöpfer, der hinter der Welt, die meine Kindheit umgab, nothwendig verborgen sein mußte. Ein frommer Vater gab mir die ersten Lehren, und ich lernte beten; eben weil ich an einen unsichtbaren, allwissenden, allmächtigen Gott glaubte, bezog sich auch mein Handeln auf ihn, und die Macht des Gewissens er-

wachte in der jungen Brust. Mit Rührung denke ich an die ferne Zeit zurück; ich war meines Gottes gewiß, die herrliche Welt verkündigte mir ihn. Ich machte mir den erhabensten Begriff von ihm, und suchte, ihm wohlgefällig zu leben und zu handeln. Meine Religion war also eine Naturreligion; sie war kindlich, gemüthlich, einfach, patriarchalisch. Aus solcher natürlichen Religion entspringt ja erst die positive, und diese wird auf sie gegründet, damit eine gemeinsame Religionsübung in's Leben treten kann.

Bald wurde ich in der christlichen Lehre erzogen; ich genoß Religionsunterricht, und wurde zur Kirche gewöhnt. Eine neue Welt eröffnete sich meinem Geist; Hübners biblische Historien, mit ihren Bildern, führten mich in die Bibel ein. Die Geschichten des alten und neuen Testaments erfüllten bald mein Herz und meine Phantasie, und ich gab keinem Zweifel an der Wahrheit und Aechtheit dieser Bücher Raum. Aber das geheimnißvoll Heilige, das sie doch enthielten, gemischt mit romantischen Anklängen, wozu mich Neigung und Lektüre lenkten, ließ meine Phantasie sich oft zum Sinnlichen des Katholicismus neigen. Ich wünschte mir mehr äußern Ritus und erhebende Feierlichkeit; ja ich faßte den Plan, mir einst, neben meiner Kirche, noch im Hause ein kleines zierliches und geschmücktes Tempelchen für Gebet und andächtige Erhebung einzurichten. Freilich leistete der einfache Gottesdienst jener Kirchen, die ich besuchte, mit den unendlich langen, theils klagenden, theils zürnenden Predigten, dem lebhaften und sinnlichen Gemüth

des Knaben kein Genüge. Die Frömmigkeit überlud sich damals mit Predigten, und auch zu Hause wurden deren noch aus dicken Bänden vorgelesen. Ich erinnere mich eines großen Bettags, wo Sturm und Regen uns Kinder in der Stube hielt, und wir schon zwei Predigten in der Kirche und zwei zu Hause aus der schweren Postille hatten vortragen gehört; wir waren recht müde, es war Abend geworden, und wir sannen eben auf ein Spiel zur Erheiterung, da sprach die Großmutter zu unserer guten Mutter: Wie wäre es, Lenchen, wenn Du uns noch eine Predigt vorlesen wolltest? Wirklich wurde das Predigtbuch wieder herbeigeholt, und da wir nun uns auch still hinsetzen und zuhören mußten, so fühlte ich mich recht schwer und düster gestimmt.

Wie meine Neigung zum klaren und hellen Denken sich entwickelte, und der Unterricht eines trefflichen Geistlichen, der mich zur Confirmation vorbereitete, mein Talent zum Nachdenken mit recht sokratischer Kunst erweckte, wie dieser durch aufmunterndes Lob mich anregte, und in den reinen Kern des Christenthums einführte, da befestigte sich mein protestantischer Sinn auf immer. Christus wurde mir ein Ideal, ein Vorbild der Liebe und duldender Schonung, und ich habe niemals Jemand um seiner Religion und seines Glaubens willen hart beurtheilen können. Jeder fromme Glaube war mir heilig; auch der fromme Jude war mir ehrwürdig; er konnte nichts dazu, daß in der Jugendzeit, wo allein religiöse Ueberzeugungen tiefe Wurzel schlagen, keine reinere Lehre in seine Brust

war gepflanzt worden. Der fromme Aberglaube katholischer Leute aus niederem Stande, wenn sie vor einem Heiligenbilde, vor einem Wunderthäter, auf ihren Knieen lagen, und tief inbrünstig beteten, hat mir oft Thränen der Rührung in die Augen gelockt, und die erhabenen Orgeltöne bestätigten die Richtigkeit meines Gefühls. Heuchlerische Pfaffen waren mir aber stets ein Greuel, und ich mied sie gern; habe auch manchen Strauß mit ihnen bestanden.

Die weiteren Bildungsstufen meines vielfach bewegten Lebens änderten Vieles im Laufe der Zeit. Die Gemüthlichkeit der Jugendjahre wurde übertäubt von den Wirren zahlloser Geschäfte. Daneben trieb ich ernste Studien fort, die philosophischen Systeme blieben mir nicht fremd, und die religiösen Streitigkeiten, so wie die Zerwürfnisse der Bekenner der verschiedenen Confessionen bewegten oft lebhaft mein Inneres. Natürlich trat auch manche Aenderung in den Ansichten des reiferen Mannes ein; wer, der mit seinem Zeitalter lebt, denkt und fühlt, kann ohne Kampf, Zweifel und Wiedergeburt sein Ziel erreichen! Aber immer hielt mein Geist sich an den alten Grundlagen meiner kindlichen Religion fest. Wie ich auch über Gott, den Unendlichen, anders denken lernte, es blieb mir eine süße Gewohnheit, ihn noch als alliebenden Vater in mein Herz zu schließen, meine Hände zu falten, und, wie einst als Kind, in stiller Nacht mich mit ihm im Gebet zu unterhalten.

Es giebt ein geistiges Band zwischen Gott und dem Menschen, das, durch Vermittlung der Religion,

sich in Liebe und Ehrfurcht gegen den unsichtbaren Schöpfer ausspricht. Durch Gebet beleben wir die Kraft unsers Innern; wir ziehen den Segen herbei, und wir werden erhört. Tausendmal habe ich, als Kind und Jüngling, um Weisheit, Verstand und Tugend, um Hülfe, Schutz und Segen den himmlischen Vater gebeten, und Vieles von dem, was ich erreichte, verdankte ich dem Gebet, weil es die Kraft des Willens in mir lebendig erhielt.

Die Sommerstürme meines Lebens sind vorüber, der Kampf der Gedanken und Gefühle ist ausgekämpft; alle Zweifel haben sich ausgeglichen, und ich bin ruhig. Die äußeren Wirren unserer Tage, die Glaubensstreitigkeiten und die Tollheiten des Fanatismus berühren mich nicht, und ich mische mich nicht in die Controversen der Theologen und des Priesterthums. Das Geheimnißvolle, ja Unbegreifliche, was uns im irdischen Dasein ewig umgeben wird, muß ich ehren; nicht minder die verschiedenen Glaubensrichtungen, Ansichten und Gefühle meiner Mitbrüder. Ich denke mit Schleiermacher: „Wie nichts irreli„giöser ist, als Einförmigkeit zu fordern in der Mensch„heit überhaupt, so ist nichts unchristlicher, als Ein„förmigkeit zu fordern in der Religion.“

Vielfach verschieden war der Glaube der Völker zu allen Zeiten; aber alle ohne Ausnahme glaubten an einen Gott, oder an eine Götterwelt, wenn auch unter den wunderlichsten, oft phantastischen, oft zu menschlichen Vorstellungen. Alle aber waren auf ein Höheres und Unendliches, auf das Unsterbliche des

Geistes gerichtet. Alle hatten einen Begriff von Fortdauer, und eine feste Hoffnung, bald hell und leuchtend, bald dunkel und verworren. Sie hatten eine Religion, und fanden darin Trost und Beruhigung.

Denn so wie das philosophische Bestreben des fortschreitenden Denkens ein Versuch ist, die Wahrheit zu finden, sie zu beweisen, so ist jede Religion ein Versuch, sie symbolisch darzustellen, und den innern Glauben daran zu befestigen. Ich rede nicht von einem blinden Glauben, von der Unterwürfigkeit unter fest vorgeschriebene Dogmen, und von einer positiven Offenbarung, sondern von der tief im Herzen ruhenden Religion, die aus dem Innern selbst den Begriff, den Glauben an eine Fortdaner und Unsterblichkeit zu schöpfen vermag.

Von allen äußeren Religionen steht aber gewiß keine höher, als die christliche, die das ganze Leben durchdringen und heiligen soll; eine göttliche Kraft, die Beruhigung giebt über die Mangelhaftigkeit unseres Wissens und unserer Erkenntniß des Ueberirdischen und Göttlichen, während sie in ihrer Reinheit den geistabtödtenden Ceremoniendienst, wie die hohle Werkthätigkeit von sich stößt.

Sage, lieber Julius, wo gab es einen Lehrer der Menschheit, wie Christus? Wer hat das Verhältniß zu Gott würdiger dargestellt; mehr Irrthümer vernichtet, und uns zur Selbstoffenbarung Gottes in unserm Geiste verholfen? Wer hat das Verhältniß unsers Seins zum Göttlichen so vom Irrigen und Ungewissen gereinigt, Phantasmen und gehaltlose

Systeme vernichtet, und einen beruhigenden Blick in's Ewige dem Menschen eröffnet, wie er noch keinem Volke vor ihm gewährt war?

Religion existirte freilich, auch vor der christlichen Offenbarung, und vor allem Nachdenken; aber wie verworren waren die Begriffe und Vorstellungen geworden, ehe Christus auftrat und sie reinigte, ehe dieser göttliche Lehrer der hülflosen Menschheit in der Gottheit einen alliebenden Vater verehren lehrte, und eine Zuversicht, ja eine Sehnsucht nach dem Jenseits in die Herzen pflanzte. „Das Wesen des Christenthums," sagt Johann von Müller, „ist ruhige Freudigkeit in Geist und Herz; daher ist es ursprünglich als fröhliche Botschaft verkündet worden." Und unser großer Göthe sagt eben so wahr: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder empor gearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugestanden hat, ist sie über alle Philosophie erhaben."

So ist also die christliche Religion die beste und erhabenste für jedes Bedürfniß und Gefühl, für jedes Menschenherz, auf welcher Stufe der Bildung es auch stehen mag. Glaubst Du nicht an die Wahrheit jener Mysterien, Du findest doch in ihnen höhere Wahrheiten, wie in jedem philosophischen System. Glaubst Du nicht an die Gottheit Christi, wie das Dogma sie lehrt: als Gottmensch, als Genius steht er Dir noch höher. Erregt die Auferstehung und Himmelfahrt Dir Zweifel, Du wirst doch die überzeugende Wahr-

heit einer seligen Fortdauer, wie Christus selber, fassen, und Du kannst nichts Höheres und Tröstlicheres in der Scheidestunde sprechen, als die Worte des Erlösers: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!

Es ist spät, und ich sitze noch am offenen Fenster meines Stübchens. O Julius, welche milde, ruhige, zauberhafte Frühlingsnacht! Unter dem dunklen Laubdach der Bäume bewegt sich kein Blättchen; nur leises Surren der Käfer regt sich in den Blüthen, und einförmig plätschert das rieselnde Wasser des Baches in dem Mühlgraben. Jetzt hebt die goldne Kugel des Mondes sich über die Höhe des östlichen Waldgebirges empor und durchleuchtet wie Brillantfeuer das Blättergrün; tausend Lichter spiegeln sich in dem durch das Wiesendunkel sich schlängelnden Bach. Fernhin dringt das magische Licht der Mondnacht in Waldgänge und Bergschluchten; es ist mir, als müßten Geister sich dort bewegen und herüber flüstern.

Aber Alles ist so still, ruhig, so todeseinsam, und doch so reich an Leben! Wo ist die unsichtbare Hand, die jene Weltkugeln hält und ordnet; wo der Geist, der hinter dieser Schönheit, Weisheit und Ordnung der Welt wacht und waltet?

Ein Seufzer wehmüthiger Sehnsucht preßt sich aus den Tiefen meiner Brust. Ich blicke flehend hinauf zum Aetherhimmel, ich flüstere hinein in den tiefen Wald; ich horche hinaus in die weite Nacht, und Alles bleibt einsam still, keine Antwort giebt die

große, herrliche Natur dem sehnenden Herzen, das nach Gott und Ewigkeit fragt.

Aber da erwachen in meinem Busen tausend Erinnerungen; es öffnet sich dem Zauberspiegel der Seele der Reichthum der Bilder vergangener Tage der schönen Jugendzeit, wo ich in solchen Nächten mit Freunden, unter heiligen Gesprächen im Dunkel der Bäume saß, oder mit der süßen Geliebten unter den duftigen Laubhallen wandelte; wo ich mit der Natur so innig vertraut, und mit der Geisterwelt im Bunde, die Ewigkeit im Herzen trug. Da fließen die Trümmer und Fragmente meines Lebens in ein großes, bedeutungsvolles Ganze zusammen; Sehnsucht und Liebe umstrahlen mit Glorie das ferne Bild, und aus der Tiefe der Brust tönt's: Suche nicht draußen, was Dein Schöpfer in Dich selbst gelegt hat. Nichts ist verloren, was Deine Sehnsucht heute noch bewegt; es lebt fort in Deinem Geiste! Das ist die Heiligung religiöser Gefühle, und ich bete an den Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen.

V.

Mai.

Es ist wunderbar, mein Theurer, welchen Eindruck der erwachende Frühling auf ein fühlendes, rein mensch-

liches Herz macht! Ich denke zurück an alle die schönen Frühlingstage meines Lebens, und bin noch heute so tief bewegt von den Wundern, die eine unsichtbare und unerklärliche Kraft in tausend Erscheinungen vor meinen Blicken entfaltet, wie in den Jahren meiner Kindheit. Nie war es meine Sache, vor den vollendeten Zauber hinzutreten, und nur irgend einer frohen Empfindung, einer rührenden Betrachtung Raum zu geben, sondern ich habe dem leisen Erwachen der Natur gehorcht, ich habe die Entfaltung der Herrlichkeit von Tag zu Tag, von Stufe zu Stufe verfolgt, und das Wunder ganz in mich gesogen. Der Eindruck war immer groß und mächtig; das Erwachen des Frühlings war mir eine Wiederholung der Schöpfung, ein Symbol der Wiedergeburt, ein Pfand des Ewigen, des unablässig sich Verjüngenden, und daher Unvergänglichen. Auch ich fühlte meinen Geist verjüngt und wiedergeboren, wie die mich umgebende Natur.

Schon die ersten Vorzeichen des nahenden Frühlings bewegten mein kindliches Herz. Sehr tönte mir Nachts das Brausen des Sturms, das die Eisdecken des Stromes brach, und den Kampf der Jahreszeiten mir verkündigte; die ersten milden Lüfte sog ich mit Wollust ein, und ich putzte dann mein kleines Sommerzimmer schon auf und blickte sehnsüchtig in den kahlen Garten hinab, der bald wieder der Schauplatz meiner Spiele und Freuden werden sollte; unzähligemal ging ich zu dem Plätzchen hinter einer Laube, und betrachtete die keimenden Schneeglöckchen, die da wuchsen, die ersten vorwitzigen Kinder des Lenzes. Noch heute

erinnere ich mich mit Lust des Glückes, wenn die ersten schneeweißen Glöckchen sich erschlossen hatten, und ich damit zur erfreuten Mutter eilte. Nun war ich des wiederkehrenden Frühlings ganz gewiß.

Ich habe damals eben so, wie in meinem späteren Leben täglich und stündlich den Fortschritt des Wunderwerks beobachtet; ich führte Blätter mit der Ueberschrift: Frühlingsahnungen, in meinem Tagebuch. Das erste Veilchen hielt ich wie ein Heiligthum in meinen Händen, der süße Duft der Primel weckte tausend Erinnerungen, und vergegenwärtigte mir einen Himmel voll Frühlingsherrlichkeit. Ich versäumte es nie, im Buchenwald die ersten geöffneten Knospen, mit dem in der Luft zitternden jungen Laub, zu belauschen. Jeden heimkehrenden Vogel begrüßte ich, wie einen lieben Freund; es war mir ein süßes Geschäft, im Felde den ersten Lerchentriller zu erspähen, und ich wußte beinahe den Tag genau, wo die liebe Nachtigall in meinem Garten mich mit ihren ersten elegischen Tönen wieder begrüßen würde. Wie reich war die Blumenkette der Frühlingsfreuden bis zur Fülle der Rosen und Lilien, und des üppigen Lindenduftes!

Aber in unserer nördlichen Zone stürzt noch oft Sturm und Hagel in den Zaubergarten des Frühlings. Kalte, rauhe Tage jagen uns aus der freien Natur in das wärmere Stübchen, und umhüllen die Pracht der Blüthenwelt mit einem düsteren Flor. Doch auch dieser Wechsel hat seine Reize, und erhöht den Genuß der bald wiederkehrenden sonnigen schönen Tage.

Wie ich als Kind, gleich dem Hänfling draußen

im Nest, das sich unter dickem Laubwerk versteckt, mir mit den Gespielen ein trautes Eckchen in der Stube suchte, und vor Behaglichkeit kicherte, wenn der Regen gegen die Fenster schlug, und wir so recht traulich und beschützt im frohen Spiel beisammen saßen, so suchte ich auch später oft gern die Einsamkeit der trauten Arbeitsstube, um meinen Gedanken und Phantasieen mich ganz ungestört hinzugeben, oder in der Lectüre meiner kleinen Bibliothek mich mit den großen und herrlichen Geistern der Vorzeit und Gegenwart genußreich zu unterhalten. Wir müssen zuweilen einsam sein, um ganz ungestört uns selber anzugehören; solche Stunden gehören auch zu den guten des Lebens.

Freilich hat das Leben nicht minder seine stürmischen und trüben Zeiten; auch im Innern stürmt's oft, und der Geist ist düster umflort. Aber je mehr die Sonne ihm fern zieht, und sein Herbst näher rückt, desto ruhiger wird's, desto milder leuchtet der Himmel, mit seinem im Westen sich bildenden tröstlichen Abendroth.

Heute war auch so ein stürmischer Frühlingstag in der Natur, der nach einem gestern sich majestätisch entladenden Gewitter uns kalte Regengüsse sandte, und mich meist in meinem Stübchen gefangen hielt. Zu ernsterem Nachdenken, kälterem Sinnen war ich wohl gestimmt, aber nicht düster gelaunt, wie das Wetter. Ich hatte schöne Bücher, und mein Geist erging sich in ruhigen Betrachtungen. Auch war mein Stübchen gemüthlich eingerichtet; und da ich heute nicht im

Freien sitzen konnte, hätten mir die Kinder Blumen und junge Maien gebracht, und die Fenster rundum damit geschmückt.

Wie kann ich doch wetterlaunische Menschen beklagen, — und wer ist es wohl nicht auch einmal im Leben gewesen! — Aber das Streben nach ernster gediegener Bildung muß uns bald zu Ruhe und Besonnenheit führen, und äußere Zustände dürfen dann nicht mehr störend und nachhaltend auf die inneren einwirken; das Uebel greift sonst um sich, und es erheben sich düstere Seelenstimmungen; Zweifel, Sorgen und Qualen zerstören die Ruhe des glücklichen Daseins.

Am unglücklichsten ist aber der Mensch, der mit trübem Geist und düsterer Stimmung in den Geheimnissen des Hohen und Göttlichen unseres Daseins und unserer Bestimmung sich zu orientiren sucht, und mit schwachen Kräften sich so Erhabenem nähern will. — Ich rede nicht von jenen Zerrissenen und Unzufriedenen, denen es an aller Bildung gebricht, die den hohen Werth des Lebens nicht fühlen, und das göttliche Pfand in unserm Geiste nicht zu ahnen vermögen, die mit ihrem Unglauben kokettiren. Sie wenden verächtlich ihre Blicke von den erhabensten Himmelsgaben, und ihre Sehnsuchten gehen nur auf erbärmliche Sinnlichkeit, die doch niemals wahren Genuß gewährt, sondern Ekel und Mißstimmung hinterläßt. Bah, sagte mir einmal Einer, der einen siechen Körper sich erschwelgt; mag nichts vom Jenseits hören; noch zwanzig Jahre möchte ich dies Leben gesund und genuß-

reich verleben, und ich verzichte auf die ganze Ewigkeit.

So weit können es Menschen bringen, mein Julius, und wir dürfen sie beklagen. Aber auch der Besonne, Verständige, welcher religiöse Gefühle fest im Herzen trägt, kann es nicht vermeiden, nachzudenken über Gott, Welt, Ewigkeit und Unendlichkeit; er möchte gern für das, was er gläubig im Herzen trägt, noch andere Ueberzeugungen und Gewährleistungen haben; er frägt sich leise, ob es keine Beweise giebt, die ihm das Dunkel erhellen. Und nun betritt er allerdings eine gefährliche Bahn; wohl ihm, wenn er nicht strauchelt, wenn er nicht auf halbem Wege den Muth verliert, auch nicht mehr fordert, als Nachdenken und Vernunft gewähren können, nämlich die erforderliche Ruhe des Lebens und Daseins.

Wer möchte es leugnen, daß das Nachdenken über Unsterblichkeit und persönliche Fortdauer, wenn wir nach Vernunftgründen forschen, unendliche Schwierigkeiten bietet. Können wir auch die Nothwendigkeit nicht von uns weisen: räthselhaft und unerklärlich bleibt das Wie, und keine einzige Hypothese giebt uns einen festen Halt. Dunkel sind Vergangenheit und Zukunft; das Wesen unsers Geistes ist uns ein Geheimniß, wie viel mehr das Wesen Gottes und des Weltalls, sowie der Ewigkeit des Erschaffenen! Unsere Seele ist ewig, dauert fort in einer andern Welt: welches Wunder, welches unerklärliche Räthsel! Läßt es sich beweisen? Nein, darüber sind Philosophen und Theologen meist einig; denn Beweisen heißt doch wohl, wie Lessing de-

fixirt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und unbezweifelten Wahrheiten.

Aber die tiefste Empfindung des Herzens heischt Fortdauer, Wiedersehen, Unsterblichkeit. Wer möchte das Glück dieser Zuversicht entbehren; wer könnte den Gedanken, für immer aufzuhören zu sein, Alles was wir liebten, was uns ewig theuer war, für immer verloren zu haben, ertragen!

Der bloße blinde Glaube, der keine Grundlage hat, genügt Dir nicht; Du willst überzeugt sein. Du rufst: Ich muß Gewißheit haben bei einem so hochwichtigen Gegenstande: Sein oder Nichtsein; Fortdauer oder Vernichtung! Aber mit solchem trotzigen Heischen wirst Du nie zur Gewißheit gelangen. Es führt Dich vielleicht, statt zu einer freudigen Ueberzeugung, nur zu der hingebenden Resignation eines Condé, der gegen seinem Sterbelager über ein Gemälde hängen hatte, das einen halbgeöffneten Vorhang darstellte, hinter dem man in leere finstere Nacht blickte. Der bedauernswerthe, sonst große Mann, sprach, die Blicke dahin wendend: das wolltest Du fürchten, Condé?

Du willst aber auch nicht die Sache dahin gestellt sein lassen. Es sagt Dir wohl Jemand: Warum magst Du um Dein künftiges Schicksal besorgt sein? Laß es gehen, wie es Gott gefällt, wir sind in seiner Hand. Nein, das kann dem Wissensdrang Deines Geistes nichts nützen; Du willst, wenn auch keine Gewißheit und keine Beweise, doch hinreichend beruhigende Vernunftgründe für den Glauben, und für die Deinem

Herzen eingeborne Hoffnung und Zuversicht; darum willst Du über den hohen Gegenstand nachdenken.

Aber das ewige Reich, dem wir jenseits angehören sollen, ist und bleibt uns unbekannt und unbegreiflich. Nur in so weit können wir es erkennen, als wir aus den Tiefen unsers Geistes die Wahrheit schöpfen, daß wir unzerstörlich geschaffen sind, und schon hier zum Ganzen und Ewigen der Welt gehören. Also bescheiden und mit mäßigen Anforderungen müssen wir forschen. Denn wie Göthe sagte: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich sodann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten.“ Jener herrliche und große Mensch war gewiß von seiner Fortdauer auf's festeste überzeugt; aber dennoch sagt er: „Solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. — Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen, und ist thätig und nützlich in dieser.“ Gleiches meint wohl Bonstetten, wenn er in einem seiner Briefe sagt: „Arbeiten, so viel es die Kräfte zugeben, sich wo möglich um nichts kränken, und den Tod verachten, das ist die wahre Kunst, das Leben zu verlängern.“ — Solche Ruhe hegten alle große, gebildete Charaktere, und sie verschmähten es, sich bei der Philosophie Raths zu erholen, und sie um Beweise zu fragen.

Der Philosophie bleibt bei einem so erhabenen und fern liegenden Gegenstande nichts als das Denken; die Fragen, die wir an unserm eignen Geist richten. Wir können aber nur etwas Gegebenes denken; und da wo wir die Grundlage erst selbst schaffen, sind wir jeden Augenblick dem Irrthum verfallen, der unser Denkgebäude über den Haufen werfen kann. Liegt nicht die übersinnliche Welt außer den Grenzen der Erfahrung, und folglich auch des Erkennens durch unser Denken? Wir fragen vergebens: woher, wohin? Unsere Sinne müssen verstummen. Unsere Formeln der Abstraktion sind aber hohl, und heben allein nirgend die Ungewißheit unserer Zukunft. Denn zwischen dem Unendlichen und dem aus ihm geschaffenen Endlichen ist für uns irdische Wesen eine unübersteigliche Kluft, über die unsere Denkkraft keine Brücke zu schlagen im Stande ist. Wir können philosophische Systeme mit größter Consequenz bilden; wir können die Welt und ihr Entstehen durch Vernunftbegriffe construiren; aber es bleiben todte Versuche, weil sie das freie bewußte Wirken eines im unendlichen Fortschritt schaffenden Willens nicht erkennen und durchdringen können. Die ewigen Probleme über Natur und Wesen Gottes, und unsers unsterblichen Geistes lös't die Philosophie nicht. Wozu mit hohlen Formeln, mit wesenlosen Ideen uns quälen! Ich habe noch nie gesehen, daß sie dem, der sich ihnen hingegeben, Erhebung des Gemüths und wahres Glück gebracht hätten, was doch Bestimmung der Menschen ist. Auch die Nachtlänge solcher idealistisch-philosophischer Bestrebungen,

in poetischer oder sonst populärer Form süß überzuckert, führen nicht zur freudigen Ruhe eines gesicherten Bewußtseins. Natur, Menschheit, Geschichte müssen wir forschend und prüfend durchwandern, und dann in die Tiefen des eignen Geistes horchen. Wir werden dann weise Orakelsprüche hören, statt leerer Formeln.

Die Philosophie, als fruchtbringende Blüthe der Vernunft, ist auch eine Himmelstochter, wenn sie nicht in Formel- und Sektenwesen ausartet, oder ihre Ansprüche überbietet. Philosophischer Geist soll Leben, Wissen und Denken durchdringen; aber nur dem Geweihten, der ihr sein Leben widmet, giebt sie trostreiche Früchte, und führt ihn zu demselben Resultat, wie die Religion. Das sei ihr Streben; nicht das Wissen allein, das immer Stückwerk bleibt auf diesem isolirten Planeten. Der Dünkel des Wissens führt in Abgründe, in Wirren und Unmuth, wie uns das Bild des Faust lehrreich zeigt. Unglücklicher aber sind die Halbwisser und oberflächlichen Denker, die den Schild der Religion von sich werfen, und den tiefen Glauben, der als göttliches Pfand in der Menschenbrust wohnt, nicht zu finden vermögen. Deshalb sagt Baco: daß die Philosophie, nur an der Oberfläche berührt und gekostet, zum Unglauben und zum Atheismus führe, tiefer geschöpft aber die Verehrung der Gottheit und den festen Glauben an sie, über Alles bekräftige und stark mache.

Ich hatte einen Freund, der praktischer Geschäftsmann war, aber in früheren Jahren sich mit einem

gangbaren philosophischen System vertraut gemacht, und darin mit scharfem Verstand und consequentesten Denken festgesetzt hatte, wie die Spinne in ihrem Netz. In der Kraft der Jahre und der Fülle behaglichen Daseins, demonstrirte er mit der größten Ruhe die Unmöglichkeit einer persönlichen Fortdauer, und erklärte es für bloßen menschlichen Egoismus, daß man mit Festigkeit an einer solchen Vorstellung hinge. Da raubte ihm plötzlich der Tod ein geliebtes, blühendes Kind, und sein Benehmen war nicht nur verzweiflungsvoll, sondern er stieß wirklich gotteslästerliche Reden aus. Da gab er den klarsten Beweis, daß man, ohne den Glauben an Unsterblichkeit das Leben und seine Schmerzen kaum zu ertragen vermag. Ich habe solcher verzweiflungsvollen Scenen mehr unter den Denkern, die auf halbem Wege stehen blieben, erlebt; dagegen alle Andere mit wahrhaft erhebender und tröstlicher Ruhe dem Tode in's Auge blicken sehen. — Ich mußte einst, in der Nachbarschaft jenes Philosophen, einen Akt zwischen zwei siebenundsiebzigjährigen Eheleuten aufnehmen. Da lagen sie nebeneinander auf dem Bett, in der nämlichen Stube, wo sie Jugend und Alter, Leid und Freud verlebt, Schmerz und Hoffnung getheilt hatten. Sie waren am Körper geschwollen, todterwartend und todtessehnsüchtig; aber sie sprachen so herzlich, so rührend mit einander, und freuten sich des Glücks, in seligeren Gefilden wieder vereint und glücklich zu erwachen. Bald darauf starben sie an demselben Tage. Wie, und dieses ruhige selige Ahnen einer andern bessern Welt hinter dem

dunkeln Schleier der Zukunft sollten wir Egoismus nennen?

Ich habe Schriften gelesen, welche den Beweis zu führen versuchen, daß der menschliche Geist nicht unsterblich sei, indem das, was seinem Inhalt und Wesen nach bestimmt sei, auch seinem Dasein nach bestimmt und beschränkt sein müsse. Du weißt, mein Julius, daß auch die neueste Philosophie in dieses unerquickliche Resultat ausmündet; eben weil sie das Unbegreifliche, dessen für jedes philosophische Bestreben genug übrig bleibt, ihren erfundenen Begriffen unterordnen will. Auf Geheimnisse werden wir uns stets verwiesen sehen, und eben deshalb müssen wir zur Heiligkeit des ahnungsvollen Glaubens unter den Schirm der Religion uns flüchten.

Ein heiterer, frischer Abend ist dem stürmischen Tage gefolgt; einzelne Tropfen rascheln durch das Laub; die Schwalben segeln durch das Abendroth mit jubelndem Geschrei. Ha, wenn ich das schöne Bild der Natur, dies Frühlingsgemälde voll schwellenden Lebens, von Gemüthlichkeit und Lieblichkeit betrachte, und mich mitten drin, als das geistige, fühlende Wesen, für welches alles das geschaffen ist: wie grinsen mich dann jene Erscheinungen, die ich Dir mittheilte, jene düsteren Systeme, jene gemüthlose Vorstellungen so widrig an; wie wenig passen sie in das wirkliche Leben!

Noch ziehen einzelne Wolken hoch dahin. O, wie sie ewig treiben und jagen, diese Wolken, am blauen Himmelszelt! Niemand weiß, woher, wohin, aber der Himmel steht ewig fest. Auch unsere Stunden, Tage, Jahre, jagen mit Lust und Leid am Lebenshimmel dahin. O, Du Geist, der das betrachtet, stehst Du auch für ewig fest, in dem Drängen und Treiben des Vorüberziehenden und Vergänglichen?

VI.

Mai.

Es ist nun einmal nicht anders, mein Geliebter, unser deutscher Mai ist ein stürmischer Jüngling, brausend und excentrisch, in den schroffsten Gegensätzen sich bewegend. Nach so wonnigen Tagen ist heute ein Wetter, als ob es rauher März wäre; einige Schneeflocken habe ich sogar fliegen sehen. Ach, noch lebt der Schmerz in meiner Brust, der mich als Knabe ergriff, wie es einst in die Blüthenwelt des Mai's schneite, und ich dachte, der Winter sei wiedergekehrt, und mit aller Frühlingsherrlichkeit wäre es nun vorüber.

Aber dieser stete Wechsel in den Witterungszuständen unserer Zone ist doch eigentlich der Grund des

Reizes, mit dem die Natur auf uns wirkt. Nun empfängt uns erst die Herrlichkeit des Jahres wie ein Zauber; wir genießen die Tage der Pracht und des Glanzes mit vollster Seele, und das Veränderliche gewährt immer neue Anregungen und Ueberraschungen, neue Hoffnungen und tausend schöne Erinnerungen. So giebt auch dieses gemäßigte und wechselnde Klima unsers Vaterlandes dem Geist, wie dem Körper, die meiste Kraft und Nahrung; dieser wird gestählt und jener belebt. Wir finden uns bald zu heiterer Thätigkeit, bald zu Lust und Freude erregt. Wir sind bald zu stillem Nachdenken und ernstem wissenschaftlichen Streben, bald zu heiterem Schaffen und Wirken aufgelegt. In der Einförmigkeit heißer Zonen sind nie große Männer und Denker gebildet worden.

Jede Jahreszeit hat ihre besonderen Einflüsse auf meine Gemüthsstimmung, und auf die Anregungen meines geistigen Lebens. Der Frühling weckt in mir eine tiefe Sehnsucht nach dem untergegangenen schönen Frühling meines Lebens; und tausend süße, wie schmerzliche Erinnerungen dämmern immer in meiner Seele auf, wenn das erste Lied der Lerche im Felde, der Drossel im Walde, mich begrüßt.

Wie gern blickt man zurück in die reiche Vergangenheit der Jugend! Das sind Barbaren, denen bei einem solchen Rückblick nicht heilige und sehnsüchtige Empfindungen die Herzen bewegen. In meinem Busen leben noch alle die schönen Erinnerungen der Kindheit; wie süße duftende Blüthen hauchen sie mich an. Da ich aber auch immer ein Sammler und Forscher,

ein Botaniker im Garten des Lebens war, der auf den Wegen, die er wandelte, rechts und links Blümchen brach, und als theure Reliquien aufbewahrte, so besitze ich auch einen solchen Schatz aus meiner Kinderzeit.

Oft ruht das kleine Kästchen, das sie enthält, auf meinen Knieen, und ich betrachte diese Trümmer der Vergangenheit stets mit heiligen Gefühlen. Da liegen kleine Spielsachen, Andenken, Bilderchen, die einst mich so glücklich machten, die ersten Bücher, aus denen ich heitere Unterhaltung und Belehrung schöpfte. Die ersten Lieder und Gebete, die ich lernte, habe ich sorgsam aufgeschrieben, die ersten frühen Versuche der Nachbildung von Vers und Prosa, die ersten Briefe kindlicher Gespielen, die die Ferne von mir trennte; auch die ersten Kinderschuhe bewahre ich noch, die meine gute Mutter nach alter Sitte sorgsam mit dem ganzen ersten Anzug aufgehoben hatte.

Aber ich habe noch größere Schätze, mein Julius! Indem ich schon früh einen Werth auf mein Leben, auf Lernen, Handeln und Thätigsein setzte, und über die Resultate, so wie über die sorgfältige Benutzung meiner Zeit gern Rechenschaft ablegte, fing ich sehr früh mit Aufzeichnungen aller Art an, und es entspann sich bald ein regelmäßiges Tagebuch, das ich so lange Jahre bis heute fortgesetzt habe.

Mit welchen Gefühlen durchblättere ich diese Hefte! Eine ganze Welt meines vergangenen Lebens dämmert in meiner Seele auf, wenn ich sie lese; es ist mir eine schöne und kostbare Lektüre: die Geschichte

meines Lebens, meiner Bildung und Entwicklung, meines ganzen geistigen Wirkens und Strebens, und aller äußern mich umgebenden Zustände. Auch zeigen mir diese Tagebücher, daß die Geschichte des einzelnen Menschen in vielen Stücken der der Völker gleicht. Auch diese hatten eine Kindheit, und schritten allmählig zu höherer Bildung fort. So beginnen die ersten Aufzeichnungen, gleich den Chroniken und Annalen, die uns die ältesten Klöster hinterlassen haben, mit einfachen, kurzen, nur mir wichtigen kleinen Begebenheiten und Lebensereignissen; sie gehen später in poetische und romantische Ergüsse über, in das Excentrische, und dann in heitere Betrachtung des Lebens und seiner Zustände. Endlich werden sie ernst und nachdenklich; ich beobachte überall mit philosophischem Sinn, strebe nach kunstreicher Darstellung, gebe Skizzen und Lebensgemälde, durchschlungen von tausend Blüthen, welche mir Anschauung, Erfahrung und das fortgesetzte Studium der Natur, Kunst und Wissenschaft boten.

Oft denke ich nach über die Kraft des Gedächtnisses, über sein Wesen und Wirken, und es bietet sich mir so viel Wunderbares dar. Mit unverlöschlichen Zügen prägt sich Manches ein, was den Geist tief anregte, während Anderes sogleich wieder entschwindet. Die Erinnerung bringt uns aber aus reicher Vergangenheit nur lichte Bilder, und verbindet die Masse des Einzelnen zu großen Umrissen, die uns die Resultate unseres Lebens und unserer Erfahrungen zeigen. Doch wie Vieles erwecken die Tagebücher wie-

der in mir. Tausend Dinge, die ich vergessen meinte, leben frisch auf, und flechten sich in den Lebenskranz, wenn gleich auch so viele Fingerzeige unverständlich geworden, so viele Andeutungen jetzt Chiffern sind, zu denen der Schlüssel verloren ist. Aber immer bleibt die nicht zu erschöpfende Kraft des Gedächtnisses, diese unermeßliche Fülle von Gedanken, Ideen und Gegenständen, die es zu fassen vermag, so wunderbar, daß wir nur auf eine geistige Tiefe schließen können, der die körperlichen Bedingungen untergeordnet sind.

Die Construktion des Gehirns wird Dir nie sein Verhältniß zu den geheimen Kräften, die die Blitze des Gedächtnisses und des Denkens hervorrufen, zu erklären vermögen; im Geist muß die Kraft liegen, die auffassende und erhaltende. Jean Paul sagt sehr wahr: „Wenn der Greis sich am meisten der Kindheit erinnert, und überhaupt alles darin am festesten bleibt, so ist ja ein ganz anderes, härteres, grösseres Gehirn da, als das war, das zuerst aufgenommen hat. Die Blumen der Kindheit im Gedächtniß bleiben bis in das hohe Alter unverwelkt. Dieses Immergrün wird nicht durch den weichen Boden des Gehirns erhalten, der nicht in den verhärteten des Alters mit hinüber rücken kann. Im Geiste schlugen alle Empfindungen die Wurzeln tiefer und weiterlaufend."

Auch ich habe so oft mit Greisen mich unterhalten, und es immer bestätigt gefunden, daß sie von der späteren Periode ihres Lebens nur wenig im Gedächtniß trugen, und sich des Einzelnen selten mehr erinnerten; daß aber die Zeit ihrer Jugend und männ-

lichen Kraft lebendig in ihrer Erinnerung stand, ja daß Vieles wieder in frischen Farben und Blüthen auftauchte, was sie vergessen wähnten. Wer möchte diese wunderbare Kraft des fassenden Geistes, aus etwas Materiellen, aus der Masse des Gehirns, erklären wollen?

So ist auch die Sprache, die der Mensch als Form der Mittheilung, sowie der eignen Auffassung bedurfte, ein Zeichen des selbstständigen Wirkens des Geistes; denn Niemand wird wohl leugnen, daß der wunderbare Reichthum der Sprache, mit ihrer geschichtlichen Ausbildung ein Produkt der Kräfte des menschlichen Geistes ist. Das Bedürfniß wie die Leidenschaft bildet noch heute neue Worte; es gehört zu Spielen der Knaben, wie ich mich aus meiner Schulzeit erinnere, Zeichensprachen zu erfinden. Vom nächsten Bedürfniß vom sinnlichen Zeichen, hat sich aber die Sprache allmählig zu einem Formenreichthum erhoben, der den Forderungen des denkenden Geistes genügt.

Oft ist es mir vorgekommen, wenn ich die singenden, klangreichen Töne und Modulationen im Sprechen der Volksdialekte, besonders bei Weibern und Kindern hörte, als habe man im Naturstande früher gesungen als gesprochen, gleichsam, die Vögel nachahmend, Naturgefühle, Empfindungen, Leidenschaften in singender Sprache ausgedrückt, die nachher erst zu einem Verstandeswerk denkender, vernünftiger Geschöpfe ausgebildet wurden. So entwickelte sich auch wohl die Alliteration und der Reim der ältesten Poesie.

Das Gedächtniß bewahrt, wie sein Name zeigt, das Gedachte, und das Denken erwacht mit dem Bewußtsein. Hier ist die Grenze des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Irdischen und Göttlichen; denn meine Vernunft erhebt mich über das Sinnliche; sie hat die Kraft, nach dem Uebersinnlichen zu schauen, es zu ahnen, zu denken.

Mir hat es geschienen, als ob das Bewußtsein plötzlich, wie ein göttlicher Funke in das Leben blitze. Mein erstes bewußtes Anschauen und Reflectiren reicht in die frühste Kindheit, und die Momente sind mir noch genau erinnerlich. Es knüpft sich an einige mir wichtige Gegenstände, die gleichsam ein Erwachen bewirkten, mein Denken entzündeten, während das frühere geistige Leben mehr sinnliches Spielen, ein leises Dämmern und Schlummern war.

Verfolge ich nun den Faden meiner Entwicklung, so stoße ich auf vieles Räthselhafte. Ich frage: woher so manches Eigenthümliche, was mich von Anderen unterschied; wie mag man die Einflüsse erklären, die von den Eltern oft in wunderlicher Mischung auf die Kinder übergehen? So oft mich aber das Verhältniß des Geistes zum Körper beschäftigte, fühlte ich die Ahnung in der Brust, Jener müsse einer höhern Welt angehören, als meine Sinne zu erkennen vermöchten.

Die Natur hat den Menschen hervorgebracht, und es war die höchste Blüthe ihrer Kraft; aber nicht diesen bewußten Geist; für den göttlichen aus höherer Welt stammenden Funken ist der Körper nur die Hülle. In unserem Bewußtsein bildet sich mit steigernder

Kraft das höhere Selbstbewußtsein, das Denken und selbstständige Wirken des Geistes; und dieser steht über der unbewußten Natur, er beherrscht sie, stellt über sie, als Irdisches, noch den Glorienschein der Poesie und Kunst als Höheres, und schlägt damit eine Brücke zum Göttlichen und Himmlischen. — Was die Natur dem Menschen verleiht, giebt er ihr zurück, nach den Gesetzen der Vergänglichkeit. Bewußtsein aber, Gedanken, sind Produkte der Unendlichkeit des Geistes, und keine Naturerzeugnisse. Mit dem Bewußtsein erwacht zugleich das Gefühl unserer Verbindung mit Gott, aus welchem dann der lebendige und feste Glaube an Unsterblichkeit erwächst.

Erwäge nur, o Freund, die unermeßlichen Anlagen des Geistes! Streben sie nicht nach Unendlichkeit und Unsterblichkeit, sprechen sie nicht seine Unabhängigkeit von der Materie aus? — Wenn ich die schöpferische Kraft menschlicher Ideen und Gedanken, wenn ich die unermeßlichen Tiefen des Gedächtnisses, diese Fülle von Bildern und Vorstellungen, welche Erinnerung und Phantasie in mir abspiegeln, erwäge, so begreife ich nicht, wie man je materialistischen Ansichten Raum geben, den Geist als etwas Sinnliches, folglich als vergänglich und sterblich, ansehen konnte. Wenn auch die Kräfte des Geistes, die so hohe Erscheinungen hervorbringen, für uns unerklärlich sind, so müssen sie doch nothwendig Ausflüsse des Ewigen und Unsterblichen sein.

Ich sehe, wie alle Kräfte der sinnlichen Natur auf Fortpflanzung, auf Erhaltung der Geschlechter ge-

richtet sind. Nicht so beim Geist; der ist ewig, er muß es sein. — Betrachte nur die Entwicklung zu immer höherer Kraft und Bildung im Leben des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit! Sollte solcher uns angewiesenen Bestimmung der Entfaltung und des Fortschreitens, durch die Vergänglichkeit des Sinnlichen, durch die Hinfälligkeit unsers Körpers ein so zufälliges Ziel gesteckt sein? Nein, tief spricht sich in uns die Ueberzeugung aus, daß Geister nicht welken, wie die Blumen, wenn sie ihren höchsten Blüthenglanz entfaltet haben; das ein höheres Ziel ihnen gesetzt ist, daß sie unmittelbar aus Gott, und nicht aus der sinnlichen Natur hervorgegangen sind.

Wende ich nun meine Betrachtungen von der Anerkennung des Großen und Göttlichen, das im menschlichen Bewußtsein und Denken liegt, zu Gott, dem Urquell, selbst, so ist nichts natürlicher, als daß ich ihn noch für weit vollkommner, ja für den Inbegriff aller Vollkommenheit halten muß. Freilich faßt unser Erkenntnißvermögen nicht den Gedanken an ein höchstes Wesen mit Persönlichkeit, Bewußtsein und Vernunft; aber doch müssen wir unsern Begriff auf dieser Stufenleiter suchen. Für uns ist kein Sein denkbar, ohne Bewußtsein.

Der Mensch geht von sich aus, sonst verliert er allen Boden Er kann das höchste Wesen nur menschlich denken; ein anderer Sinn des Erkennens ist ihm nicht gegeben. Aber nothwendig steigert er auch die Betrachtung der hohen Anlagen seines Geistes in der Vorstellung zum Höchsten, Mächtigsten, Vollkommen-

sten; diese Allvollkommenheit ist ihm aber ohne Bewußtsein nicht denkbar. Denn dem, welcher Individualität des Geistes, Selbstbewußtsein, Vernunft und Freiheit schuf, können wir so hohe Eigenschaften nicht absprechen; wir können nur noch Höheres in ihm ahnen. Göthe sagt mit Recht: „Ich frage nicht, ob das höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber."

Freilich bleiben viele Räthsel dem schwachen, an die Erde gefesselten Menschengeist. Für ihn giebt es stets unerforschliche Dinge, denen er sich nur leise nähern darf, deren Dasein er nur ahnen kann. Auch die Natur des höchsten Wesens wird uns ewig ein Geheimniß bleiben, wenn wir erkennen, daß menschliche Begriffe auf der Einen Seite so wenig ausreichen, als hohle Formeln und wesenlose Ideen auf der Andern.

Aber geheimnißvolle Kräfte liegen noch in unserm Geist. Das sagt uns dies Sehnen, dies Ahnen, dies unablässige Fragen nach dem Uebersinnlichen und Unerforschlichen. Ja es muß noch eine andere geistige und geheimnißvolle Verbindung des Menschen geben, außer der mit dieser Erde, mit dieser Natur, mit diesen ihm verliehenen Sinnen. Durch die Vernunft muß er mit Gott und der Ewigkeit zusammenhängen; denn die Anlagen des Geistes sind ewige. Oder meinst Du, daß seine Kräfte, Fähigkeiten, Talente, sein Schaffen und Wirken zu erschöpfen seien? O, wozu wäre dann das Alles gegeben, wenn es nichts wäre als ein Blühen, Welken und Absterben, wie wir es in der Na-

tur erblicken, wie der Umlauf der körperlichen Lebens-
kraft vom ersten Keim bis zum Hinwelken und Tod
es uns zeigt?

Fichte sagt: „Der Mensch ist nicht Erzeugniß
der Sinnenwelt, und der Endzweck seines Daseins
kann in derselben nicht erreicht werden. Seine Be-
stimmung geht über Zeit und Raum, und alles Sinn-
liche hinaus.“ Aber die Räthsel hat er uns durch sein
System nicht gelöst, so wenig wie die anderen Philo-
sophen, die sich das zur Aufgabe stellten.

Ich ging am Abend dieses trüben Tages, weil
ich mich nach menschlicher Umgebung und nach Zer-
streuung sehnte, hinüber in die Familienstube meines
Müller, wo eben die Mahlzeit beendet war. Knecht
und Magd standen auf, und entfernten sich bescheiden.
Der Müller und die rüstige Hausfrau begrüßten mich
freundlich, und der alte Großvater zog sein Mützchen
und reichte mir die Hand; die Kinder aber trieben
tausend Muthwillen, sowohl die Kleinen, als auch nicht
minder die funfzehnjährige schon jungfräuliche Marie,
und die dreizehnjährige schlanke Hedwig, bis sie end-
lich von der Mutter sämmtlich hinausgetrieben wurden.

Ich sprach vom heutigen schlechten Wetter; der
Alte aber erwiederte lächelnd: Ei das Wetter ist nie-
mals zu verachten. Gott weiß am besten, was gut ist,
und eine alte Bauernregel sagt: „Mai kalt und naß,
füllt dem Bauer Scheuer und Faß.“ Er erzählte dann

von merkwürdigen Jahren, wie es z. B. einmal in der Roggenblüthe tüchtig geschneit, und es doch eine gesegnete Ernte gegeben habe. Und der Sohn sprach von den Früchten des Feldes, und von den Aussichten und Hoffnungen dieses Jahres. Alle waren sicher, und voll Vertrauen, zufrieden und heiter in die Zukunft schauend. Da hörte ich draußen das junge Volk, das sich auf die Bank vor der Thür gesetzt hatte, ein fröhliches Abendlied singen, und ich ging hinaus, und setzte mich zu ihnen. Auch der Müller und seine Frau gesellten sich zu uns; wir stimmten in den Gesang mit ein und saßen da zusammen und waren froh und vergnügt, bis es endlich hieß: es ist Zeit, zu Bette zu gehen, denn wir müssen morgen früh heraus. Unter tausend Scherzen wurde gute Nacht gesagt.

Da fühlte ich so recht, daß wir Menschen nicht zum Philosophiren und Vernünfteln, sondern zum resoluten Leben und Handeln, zum sichern, zufriedenen Bewegen und Wirken in der Gegenwart bestimmt sind. — Gute Nacht, mein Julius!

VII.

Mai.

Wenn der Jüngling zuerst die geistigen Kräfte, die sich in ihm entwickeln, prüft, und mit dem fort-

schreitenden Leben mißt, geht sein Nachdenken immer von sinnlichen Eindrücken aus, und so ist es auch ein naturgemäßer Bildungsgang, daß sein erstes Schaffen, Mühen und Wirken auf Nachahmen und Nachbilden gerichtet ist.

Ich weiß es noch recht gut, wie mich bei dem Eintritt in das Jünglingsalter Alles reizte, bewegte und in Thätigkeit setzte. Eine unendliche Wißbegierde erfüllte mich, und dadurch entstand auch eine wahre Lesewuth. Ich vermaß mich oft, Alles zu lesen, was die Bibliotheken mir böten. Aber ich wußte noch nicht, daß ein Menschenleben nicht hinreicht, nur die Literatur irgend eines speciellen Zweiges zu umfassen.

Mein Trieb zur Nachahmung alles dessen, was einen lebhaften Eindruck auf mich machte, war unermeßlich, und ich unternahm in raschem Wechsel tausenderlei Dinge, ohne sie vollenden zu können. Wo mir etwas gefiel, hegte ich sofort den Wunsch, ein Gleiches zu schaffen; und ohne im mindesten meine Kräfte zu berechnen, unternahm ich eine Menge von Compositionen; und das Kunstreichste und Schwierigste schreckte mich nicht ab, wenn auch bald alle Mühe scheiterte. Ich suchte Vieles durch mich selbst zu lernen, wozu doch durchaus Unterricht und technische Fertigkeit gehörte. Eine Masse solcher Versuche, Studien, Fragmente habe ich aufbewahrt; sie ergänzen meine Tagebücher, und zeigen mir auf's lehrreichste, wie allmählig sich Kräfte entfalten, welche Irrwege man zu durchwandern hat, wenn man ein wirkliches Streben in sich fühlt, und wie doch der Faden einer bestimmten ange-

bornen Richtung unseren ganzen Lebenslauf durchschlingt.

Indem ich nun gar bald aus der Fülle meiner Jugendpläne, aus den Zaubergärten meiner Phantasie hinausgetrieben wurde in die Prosa des Lebens, mußte ich auch die Welt, die mich bisher nur freundlich angelächelt hätte, mit ernsteren Augen betrachten. Die Vorbereitungen zur künftigen Lebensbestimmung des Mannes waren nicht selten drückend; an sie mußten sich so manche ernstere Studien reihen, und ich betrat auch die Vorhallen der philosophischen Wissenschaften.

Du weißt, lieber Julius, ich habe es nie bis zur philosophischen Speculation gebracht; aber ich habe gern von dem Besten, was Philosophen dachten, etwas in mich aufgenommen, und die Resultate erwogen. Ich fand kein System, das mich vollständig belehrt, überzeugt und beruhigt hätte, und ich bedurfte noch anderer geistiger Schutz- und Hülfsmittel. Ich habe nur so viel nachgedacht, und von dem Erlernten mir angeeignet, daß die Philosophie mit meinen übrigen geistigen Bestrebungen in rechter Waage geblieben ist. Auch hier will ich nicht philosophiren, noch über Philosophie absprechen; ich wollte Dir ja nur Gefühle, Ansichten und Lebenserfahrungen geben.

Die Philosophie, als Studium, als Wissenschaft, erfordert wohl allein ein Leben, und wie schnell wird der Jüngling, der sich ihr widmen möchte, in andere Sphären gerissen, wo die Philosophie Nebensache wird, was der Erhabenen nicht geziemt. So ging es selbst

dem großen Leibnitz, der wohl auf höhere Bahnen hätte steigen, und die Gegensätze seiner Ansicht von Geist und Materie, Vernunft und Glauben, auf eine tiefere Weise lösen können. — Mein Leben war seit den ersten Jünglingsjahren gedrückt, und wurde mir im Aktenqualm verkümmert. Die glücklichen Stunden, die mir selbst gehörten, hatte ich zu vielen Dingen nöthig; mein Kopf und mein Herz heischten vielseitige Nahrung, und was ich für mein besseres Theil erwarb, das war ganz mein eigen, und ich verknüpfte es zu einem Ganzen.

So wie aber das bloße Denken, das Prüfen der einzelnen Vernunftsgründe, immer wieder auf Zweifel führte, die meinen sehnsüchtigen Geist nach andern Bahnen schweifen ließen, so schreckte mich auch stets die Schulsprache der Philosophen, mit deren Barbarismus sie sich sogar noch groß machten. Ich überzeugte mich, daß alles philosophische Wissen ohne historische Grundlagen unhaltbar sei, daß die Philosophie zwar ihr Licht, ihren Geist der Geschichte mittheilen, diese aber nicht verwerfen und entbehren solle. Und da nun die Geschichte seit meiner frühesten Jugend mich immer tief ergriffen, und auf's lebendigste angeregt hatte, so machte ich sie zur Hauptaufgabe meiner Studien, und habe so auch das Wirken der Philosophen als ein wissenschaftliches Bestreben der Menschheit, im Licht der Geschichte vor mir vorübergehen lassen.

Hätten die Systeme der Philosophen Recht, so müßte es Bestimmung des Menschengeschlechts sein, zu philosophiren, um das höchste Ziel alles Wissens

zu erreichen. Aber es deuten dahin keineswegs die Anlagen, Kräfte, Fähigkeiten, Neigungen und Bestrebungen der menschlichen Natur. Vielmehr erkennen wir leicht, daß das speculative Denken auch nur ein Theil des menschlichen Strebens, eine besondere Richtung der geistigen Thätigkeit und der Entwicklung unserer Kräfte ist. Der philosophische Geist ist nicht der ganze volle Menschengeist mit allen seinen Blüthen, Anlagen und Fähigkeiten.

Weise und denkende Männer haben nun von den ältesten Zeiten an vielfach versucht, auf philosophischem Wege Gott und Welt, und die überirdischen Dinge zu erkennen und zu erklären; und so auch über Fortdauer und Unsterblichkeit Resultate zu gewinnen. Pythagoras wählte den bescheidnen Namen Philosoph, ein Freund der Weisheit. Der Name blieb; aber schon Plato behandelte die Philosophie als Wissenschaft im eigentlichen Sinn, und strebte nach systematischer Erkenntniß des Ueberirdischen durch das Denken der Vernunft, das er in Begriffe faßte. Freilich ist das Streben nach Wahrheit, nach der Erkenntniß Gottes, das Wesen der Philosophie. Manche sagen, sie solle nur ein Streben nach Weisheit, nie aber ein wissenschaftliches Lehrgebäude sein. Andere verwerfen alle Erkenntnißquellen aus der Vernunft, indem durch eigne Geisteskraft der Mensch nie, was über ihm sei, erkennen und erforschen könne, wie alle Versuche solcher Art gezeigt hätten. Die Vernunft sei nicht im Stande, die Wahrheit zu erreichen, denn sie schaffe sich selbst die Formen ihres Denkens. Nur den Irrthum könne sie

erkennen, den Weg zur Wahrheit und zum Leben dagegen nie finden.

Der Philosoph vom Fach, der sich mit den erhabensten Dingen beschäftigt, nach den letzten Gründen der Natur und Freiheit forscht, sich über Erfahrung und Wahrnehmung zu erheben strebt, verfolgt seine Ideen nach den Gesetzen des Denkens, wenn er gleich seine Aufgabe nicht, wie die einer anderen Wissenschaft, zu lösen vermag. Er sagt Dir: Der sinnlichen Natur wird ein Uebersinnliches, die Geisterwelt, entgegengesetzt. Ist die Philosophie eine Wissenschaft, so giebt sie auch die Möglichkeit nicht auf, über das Dasein und die Natur Gottes etwas auf wissenschaftlichem Wege zu ermitteln; und die Wirklichkeit eines höchsten, persönlichen Wesens, so wie sein Verhältniß zur Welt muß also Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein dürfen. Denn es ist für die Menschheit die höchste Aufgabe, den Glauben, den sie vertrauensvoll hegt, auch zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß zu erheben.

Freilich, wer sich etwas zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat, giebt sein Forschen, und das Hoffen, sein Ziel zu erreichen, so leicht nicht auf. Immer ist es ein edles Geschäft denkender Geister, nach einem so erhabenen Resultat zu ringen, und die Kräfte der Vernunft zu prüfen. Gelingt es auch der Philosophie nicht, bis zur Erkenntniß und Wahrheit durchzudringen, so soll doch philosophischer Geist im Denken und Forschen, alle Wissenschaften mit Ideen erfüllen.

Die Meisten glauben, daß die Philosophie über die göttlichen und übersinnlichen Dinge nie in's Klare kommen werde, und daß wir auf den unserm Geist inne wohnenden Glauben, den sie uns wenigstens zu stärken vermöge, am Ende doch verwiesen seien. Der herrliche Göthe ist der Meinung, „daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen." Und der geniale, tiefblickende Jüngling Novalis behauptete: die wahre Philosophie beruhe auf höherem Glauben, und Glaube sei auch vom Idealismus unzertrennlich.

VIII.

Mai.

Wir müssen uns selbst überzeugen und selbstständig denken; aus der eignen Seele müssen wir schöpfen, was wir unser nennen wollen. Alles Erlernte kann an sich nichts nützen; es kann uns nur Formen geben, aber auch anregen, und Eignes hervorrufen, entwickeln.

O, lieber Julius, wie ich als Knabe oft von dem geheimnißvollen Titel eines Buches, das mir große Belehrung über wichtige Erfindungen, über magische

Künste, versprach, ergriffen wurde, wie ich es mit heißer Begierde mir zu verschaffen suchte, glücklich über seinem Inhalt brütete, und dann doch bald mich getäuscht und meine Erwartungen keineswegs erfüllt sah, so nahm ich später als Jüngling auch oft neue wissenschaftliche Werke, mit großem Enthusiasmus, und mit der Hoffnung, meine Wißbegierde glänzend zu befriedigen, in die Hand, und sah mich gewöhnlich auch in meinen Hoffnungen getäuscht.

So ging es mir namentlich mit den philosophischen Werken. Wie eine Biene bin ich von einem System zum andern geflogen und habe mit glühender Sehnsucht den Honig gesucht, der meine lechzende Seele erquicken sollte. Ach, und ich fand so wenig Resultate, aber doch bei wiederholtem Nachdenken auch manche Beruhigung für Geist und Herz. Ich will einige Blicke auf das unübersehbare Feld werfen.

Wenn sich die Denkkraft im Menschen entwickelt, so geht sie zuerst auf das Sinnliche, das unserer Betrachtung, unserer Erfahrung offen steht. Dann bestrebt sie sich, auch das Uebersinnliche, das außer aller Erfahrung Liegende, auf den Schwingen des Geistes zu erreichen, solches durch das Denken selbst zu erklären, und die Natur der Geisterwelt, dieses große Räthsel, getrennt von der Erscheinung und körperlichen Hülle, zu deuten. Natürlich waren die ersten philosophischen Versuche schwach; aber die Kräfte erstarkten mit der Zeit, die Ideen wuchsen, und sie haben in neuerer Zeit eine erstaunenswerthe Höhe erreicht. Das Feld des Denkens ist so tief durchforscht worden, daß

man beinahe glauben sollte, die philosophische Speculation habe ihren Kreislauf vollendet, und das Denken könne es zu weiteren Resultaten nun nicht bringen.

Die Philosophie der Alten ging, eben wie die Poesie, in ihren ersten schwachen Anfängen von den Griechen Asiens aus. Sie strebte auf eigner Bahn nach Erkenntniß der letzten Gründe und Gesetze der Natur; vergebens bemühte sie sich aber um leitende Grundsätze, und es blieben nur Versuche. Wie wenig Bedeutung haben die Philosophen der ältesten Zeit, z. B. die der jonischen Philosophie, die eine Grundkraft der Natur in dem einen oder andern Element aufstellten. Es erwachte der Gedanke an Unsterblichkeit der Seele, aber dunkel waren die Begriffe von dieser Unzerstörbarkeit des Grundstoffes, von dieser Bewegung und Durchwanderung von Kreisen, die wieder zur Urquelle zurückführten, wie Pythagoras die Seelenwanderung lehrte. Einige ließen die Seele aus materiellen Bestandtheilen bestehen, Andere nahmen eine Intelligenz an. Aber die Speculation war schwach; sie mußte auf Erkenntniß verzichten.

In der Folge bezeichnen zwei große Namen die Spitze der griechischen Philosophie, und die Bildung griechischen Geistes überhaupt: Plato und Aristoteles. Aber unbestimmt sind Plato's Ideen von höheren Erkenntnißquellen, die uns über göttliche Dinge belehren sollen; es sind nur dunkle Ahnungen geblieben. Der denkende und systematische Aristoteles nahm Erfahrung und Vernunft zu seinen Leitsternen, und er

giebt uns mehr Formeln und Abstraktionen, als tief eindringende Wahrheiten.

Die Philosophie der Griechen ging, nachdem Leben und Geist griechischer Bildung den Glanzpunkt erreicht hatte, auf die Römer über. Die Noth der Völker, die in Zweifel und Unglauben versunken waren, heischten aber religiöse Beruhigung, die der alte Glaube nicht geben konnte, so wie diesen die neuplatonische Philosophie nicht zu stützen vermochte. Das Christenthum besiegte die alte Welt; und die Philosophie des Mittelalters stellte die durch Offenbarung gewonnenen Grundsätze über alle Speculationen der Vernunft. Die Philosophie machte keine Fortschritte mehr.

Erst die neuere Philosophie entwickelte ein selbstständiges Streben nach Erforschung von unabhängigen Principien und einem freien System; sie machte große Anstrengungen, um sich die letzten Gründe von Natur und Freiheit, von Gott und göttlichen Dingen zu verschaffen. Aber System folgte auf System, ein Jedes suchte die Aufgabe zu lösen. Alle Philosophen vom Fach, von Locke und Descartes bis auf Kant und seine Nachfolger, waren überzeugt, daß die Philosophie durch die Vernunft allein die höheren Wahrheiten zu finden und zu erkennen im Stande sei; denn da der Mensch ein Vernunftwesen, und allen bloßen Naturwesen geradehin entgegenzusetzen sei, so müsse auch in der Vernunft die Quelle aller Offenbarung liegen. So gründeten sie das Dasein Gottes und die Erkenntniß aller göttlichen Dinge auf die Kennt-

niß und Erforschung der Tiefen des menschlichen Geistes, während es auch Schulen gab, die Alles aus der Natur erklärten, und so auf dem Wege der Sinnlichkeit zum Materialismus führten.

Einer der ernstesten Denker war wohl Spinoza, der Vorläufer der neueren deutschen Philosophen, dessen Lehren hauptsächlich zu kühnem Denken anregten, und ihre Elemente als einen furchtbaren Saamen spendeten. Er erkannte nur eine ewige, Alles umfassende Substanz, das Absolute, aus dem alles Uebrige als Kraftäußerung entstehe. Gott und Welt waren ihm Eins. Es gab also keinen Gott über uns, vielleicht auch keine Freiheit, nur eine Offenbarung des Denkens, das unendlich ist. Alles Uebrige hat keine Selbstständigkeit.

Leibnitz bekämpfte Spinoza's Lehren ohne jedoch das Verhältniß von Gott und Welt finden zu können, und diesem folgte Wolf, dem wir es verdanken, daß man in deutscher Sprache zu philosophiren wagte. Tröstliche Resultate der Wahrheit hat uns Keiner gegeben.

Kant brach dem Denken und den philosophischen Ideen neue Bahnen, durch die Schärfe seiner Kritik, wiewohl er auch nur eine Stufe auf der Leiter fortschreitender philosophischer Wissenschaft bildete, und sein Kriticismus nur Vorläufer des diesen bald in den Hintergrund stellenden transcendentalen Idealismus war. Es war ein künstliches System, das bald in Formalismus entartete. Kant unterschied Sein und Denken, und das Letztere gab ihm keine objective

Wahrheit des Erkennens; denn wir begreifen die Dinge nicht an sich, sondern nur die Eindrücke, die sie in uns hervorbringen; in ihr Inneres, in ihr Wesen können wir nicht eindringen; wir schaffen sie selbst durch den Gedanken. An der Erkenntniß des Uebersinnlichen scheitert somit das System des Kriticismus, und nur wenig Befriedigung gewährt es der Welt.

Aber es regte weiteres Denken seiner Schüler an, es ermuthigte sie, die Geheimnisse des Geistes, und dessen Verhältniß zu dem Aeußeren zu erforschen, die höheren Probleme zu lösen. Die Philosophie sollte das Reich der Ideen öffnen, als den Urquell aller Erkenntniß der Natur, die selbst nur Produkt der Ideen ist. Der Idealismus beherrschte nun die philosophische Welt, und vor allen trat Fichte mit seinem neuen System, der Wissenschaftslehre, hervor.

Mit dem Stolz des Genie's erhob er sich über Kant. Das Selbstbewußtsein, das Ich, wird das schöpferische Princip; aus dem Gedanken entsteht die Natur, aus dem Ideale der Reale; das Absolute, die wirkende, lebendige Weltordnung, ist Gott. Also kein Gott über ihm mit Selbstsein und Bewußtsein; ein solcher persönlicher Gott ist philosophisch nicht zu fassen.

Steffens theilt uns mit, wie Fichte einst in einem vertrauten Kreise die Entstehung seiner Philosophie erzählte: Es überraschte ihn der Gedanke, daß die That, mit welcher das Selbstbewußtsein sich selber ergreift und festhält, doch offenbar ein Erkennen sei.

Das Ich erkennt sich als erzeugt durch sich selber, das denkende und gedachte Ich. Erkennen und Gegenstand des Erkennens sind eins, und von diesem Punkte der Einheit, nicht von einer zerstreuenden Betrachtung, die Zeit und Raum in Kategorien sich geben läßt, geht alles Erkennen aus. So wurde das Ich als Princip der Philosophie aufgestellt.

Fichte aber lehrte: Die gesammte Sinnenwelt und das Leben des Menschen darin seien nicht das, was sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne erschienen, sondern es gebe einen höheren Grund der Erscheinung, die göttliche Idee, zu der gelehrte Bildung führe. Das einzige Leben, durchaus von sich und durch sich, sei das Leben Gottes, nämlich des Absoluten; dessen Dasein, wenn es heraustrete, sei die Welt; das lebendige Dasein in der Erscheinung, nennten wir das menschliche Geschlecht. Die Natur sei nicht lebendig, wie die Vernunft, und einer unendlichen Fortentwicklung fähig, sondern todt, ein starres und in sich beschlossenes Dasein, als Mittel und Bedingung eines andern Daseins, des lebendigen im Menschen. Die Naturphilosophie irre daher, indem sie die Natur zum Absoluten zu machen, und sie zu vergöttern strebe.

Dem aufgestellten philosophischen Princip gemäß, welches nur ein sich selbst bestimmendes Ich anerkennt, behauptet Fichte, daß wir uns eigentlich der äußeren Gegenstände nicht bewußt seien, sondern nur unsers Sehens und Fühlens der Dinge; daß wir nur uns selbst empfinden, unsern eignen Zustand, nicht den des

Gegenstandes. Denn in allem Bewußtsein schaut der Mensch nur sich selbst an. Für das Subjetive, das Bewußtseiende, ist es Anschauung; das Objektive, das Angeschaute und Bewußte, ist abermals das Ich, das auch das Anschauende ist, nur eben objektiv dem Subjektiven vorschwebend. Das Bewußtsein eines Dinges außer uns, ist daher nichts anders, als das Produkt unsers eignen Vorstellungsvermögens, folglich nichts als Vorstellungen, Bilder, Schatten einer Realität. Die ganze Sinnenwelt entsteht nur durch das Wissen, und ist selbst unser Wissen; aber Wissen ist keine Realität.

Wie unheimlich wird Einem doch bei einer solchen Lehre. Die Ahnung eines tieferen göttlichen Daseins entfremdet sie gewiß einem Jeden, wie sie dies dem Steffens that, welcher sagt: „daß nicht allein in den „menschlichen Gedanken und Thaten, sondern auch in „jener reichen Fülle von Bildungen, Entwicklungen und „Gestalten, das eigentliche innerste Mysterium unsers „Daseins verborgen läge, und erkannt werden müßte, „schien ihm völlig fremd geblieben. Was Kant noch „als Erscheinung gelten ließ, ward ihm bloße Negation; Alles nämlich, was nicht das Ich wäre, und „an welchem sich das Ich erst manifestiren sollte. Die „Erscheinung blieb, und zwar in ihrer ganzen Härte, „aber bloß um sich abweisen, dann beherrschen, und „in ein Ich verwandeln zu lassen. Der Knecht eines „unbegreiflichen Gesetzes verwandelt sich in den „Titan der Selbstbestimmung, und in den Schöpfer „Himmels und der Erde."

Eine solche Philosophie, erklärt Steffens, sei ihm völlig fremd gewesen, und gewiß ist sie es heute für Jeden. Aber freilich, hat der Philosoph einmal ein Princip angenommen, so construirt er nach ihm Gott und Welt, und kümmert sich nicht weiter darum, ob es richtig ist, und zuverlässig, und ob der Zustand der Dinge selbst damit harmonirt.

Wie Fichte, vom Geiste ausgehend, den Weg zur Natur gesucht hatte, so erfüllte den großen Denker Schelling, seit er Philosophie lehrte, der Gedanke, daß sich der Weg von der Natur zum Geiste müsse finden lassen. Er lehrte Einheit des Subjekts und Objekts, der Natur und des Geistes. Eine ideale Wissenschaft ist diese Schelling'sche Identitätslehre; die Realität lag ihr im All, und es galt, „die absolute „Erkenntniß, die somit auch Erkenntniß des Absoluten „ist, bis zur Totalität, und bis zum vollkommnen Be„greifen des Allen in Einem zu verfolgen." — Es hilft nicht, das Einzelne zu kennen, wenn man das Ganze nicht weiß. Aber eben der Punkt, in dem Einheit und Allheit selbst Eins sind, wird nur durch Philosophie erkannt, oder vielmehr die Erkenntniß von ihr ist die Philosophie selbst. So lehrte Schelling; und eine absolute, ideale Wissenschaft der Natur statt der unsichern empirischen Naturlehre, eine höhere geistige Bedeutung aller Elemente der Physik, Einheit alles Daseins: das waren die philosophischen Aufgaben, die damals so viel Enthusiasmus in den Gemüthern erregten, und so viele Mitstrebende an Schelling anschlossen, wie namentlich den trefflichen, aus Norwegen

für deutsche Wissenschaft gewonnenen Steffens, der seine erste philosophische Bildung auf Spinoza gegründet hatte, und sein Leben lang unermüdet und redlich weiter strebte.

Indem man nun die Natur als ein System, als ein Ganzes zu fassen, und durch den Gedanken die Identität der Materie und des Geistes, als Idee des Weltalls zu ergründen strebte, gab es doch Leute von schwachen Begriffen, die da glaubten, die neue Philosophie suche den letzten Grund aller Dinge in der Natur, sie lehre deren Selbstständigkeit, und gebe nichts zu über ihr; sie selbst Eins und Alles.

Es fehlte nicht viel, so beschuldigte man Schelling, wie Fichte, des Atheismus, und verkannte also, daß allerdings der realen Welt eine ideale, der Natur die Geisterwelt entgegengesetzt wurde, daß man als Naturalismus nicht ein auf die Natur sich beziehendes System setze, sondern daß man eine Natur in Gott behaupte, daß eine lebendige Verknüpfung des Naturalismus und Theismus Idee und Ziel der Naturphilosophie sei. Dies Ziel ist auf dem Wege der Speculation zwar bis hierhin nicht erreicht worden, das Streben selbst aber hat im Denken Großes gefördert, und so viele Hoffnungen sind noch rege.

Mit einem, seines Bedünkens, vollendeten naturphilophischen System, trat Hegel auf. Für ihn blieb im Wissen und Erkennen kein Geheimniß mehr; der Idealismus hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der Begriff und das Denken trat an die Stelle alles Seins; ein abstrakter Denkprozeß sollte alle Wirklich-

keit, sollte die Welt erklären. Eine Masse Schüler jauchzte ihm zu, und erhob ihn triumphirend über den alten Meister Schelling; denn durch ihn erst hatte der zum Selbstbewußtsein durchdrungene Gedanke sich in einfachen Begriff concentrirt, der die schaffende Idee wurde.

Hegel führte alles Sein auf das Denken zurück. Gott ist und wird nur im Weltprozeß; über dem ewig werdenden Gott und seiner Welt ist kein Anderer, mit Bewußtsein, Freiheit und Wirklichkeit. Somit geht auch das Jenseit im Diesseit auf. Denken und Sein ist Eins, Begriff und Wesen, Subjektives und Objektives sind identisch. So gelangen wir zur absoluten Einheit, die das ganze Universum überschauen und begreifen läßt.

Erst durch die Geburtsarbeit der Natur dringt Gott zum Erwachen als Geist, und findet sein Selbstbewußtsein. Diese göttliche Selbsterkenntniß repräsentirt sich im menschlichen Bewußtsein. Die höchste letzte Form giebt sich aber der absolute Geist in der Philosophie. Diese ist die höchste Stufe alles Daseins. Das höchste Selbstbewußtsein Gottes ist nun verwirklicht, und mit der Philosophie die Schöpfung am Ende. Der Mensch, der Philosoph, ist also selbst das Absolute, und mit ihm identisch. Der menschliche und göttliche Geist sind Eins; und das Denken ist die Grundbestimmung der Dinge selbst.

So weit ist der fromme, gemüthliche, viel ideenreichere Schelling nie gegangen. Er vermied es, solche enge, schroffe Grenzen der Geisterwelt zu setzen, mit solcher logischen Nüchternheit unserm menschlichen Ge-

müth Freiheit, Natur und Geschichte unbegreiflich erscheinen zu lassen.

Wer, wie Hegel, keinen Gott über sich, sondern nur im eigenen Geiste denkt, dem bleibt nichts, als Anbetung der eignen Vernunft, Selbstvergötterung. Und doch ist die menschliche Vernunft so schwach; wie könnte sie die Wirklichkeit beherrschen, da sie nur sich bestrebt, dieselbe zu erkennen, zu begreifen.

Hätte Hegels System recht, so wäre der Unglauben an alles Höhere, Uebersinnliche, Jenseitige gerechtfertigt; Alles was die Menschheit glaubt, hofft, ahnet, wäre eine Selbsttäuschung, und unser Dasein ohne Zweck und ewige Bestimmung.

O, Julius, wie düster, unwirsch und seelenmatt bin ich geworden bei dieser aphoristischen Prüfung trostloser philosophischer Systeme! Laß mich von den andern, die dazwischen aufgewachsen sind, schweigen. Sie haben immer gewechselt. Jeder Erfinder glaubte, wie der Schöpfer des Idealismus, den Höhepunkt der Philosophie und aller Wissenschaften und Künste erreicht zu haben; aber für mein Herz und Gemüth, für meine Ruhe war nichts darin zu finden.

Draußen ist's so trüb, wie in meinem Innern; der Regen klatscht gegen meine Fenster, und der Wind pfeift durch die Ritzen. Ich werde mich früh schlafen legen; aber erst will ich mein Herz wieder beleben und erfrischen; ich will in meinem Homer und Plutarch lesen; an erhabenen Thaten und Gesinnungen will ich mich wieder emporrichten.

IX.

Mai.

Das Trügliche der philosophischen Systeme und Beweise bewog Viele, der Philosophie gänzlich alle Bedeutung abzusprechen, Trost und Gewißheit über die höchsten Fragen, deren Lösung der menschliche Geist heischt, auf andern Bahnen zu suchen. Jakobi machte einen solchen Versuch. Am Theismus, und an der Ueberzeugung, daß der Mensch Gottes Ebenbild an sich trage, fest hangend, leitete er zwar die Erkenntniß des Uebersinnlichen aus der Vernunft her; er nahm aber einen Vernunftglauben an, einen Glauben an die Offenbarungen der Vernunft; denn alle übersinnliche Erkenntniß sei nur durch einen dunkeln Instinkt der menschlichen Vernunft möglich, das philosophische Wissen könne nur in einem unmittelbaren Gefühl des Geistes seinen Grund haben, folglich nur Glaube sein. Dieser dunkle, instinktmäßige, geheimnißvolle Trieb der Vernunft wurde auf unmittelbares Ahnen und Gefühl des Wahren und Guten gegründet, und weil es ein Glaube an die Offenbarungen der Vernunft war, weil er im Denkvermögen allein seinen Ursprung hatte, nannte er ihn einen philosophischen Glauben, und wagte es, mit so vagen Voraussetzungen das System Schellings heftig anzugreifen, was ihm freilich auf dem philosophischen Felde des Kampfes übel bekam.

Die entschiedenen Gegner der Philosophie wandten sich zu einer anderen Offenbarung, nicht blos der allgemeinen, die sich in der gesammten Schöpfung Gottes uns darlegt, oder der inneren moralischen des Gewissens und sittlichen Gefühls, sondern zur positiven, historisch gegebenen, des Christenthums.

Die Philosophie, sagten sie, ist unsicher, und kann keine Wahrheit geben, außer der logischen. Objektive Wahrheit kann sie nicht finden, sobald der Gegenstand nicht gegeben ist; sie kann den Denkstoff nicht schaffen. Will sie durch eigne Denkkraft das Uebersinnliche erkennen, so fällt sie nur in Irrthum. Es ist durch Speculation kein philosophisches System zu begründen, und der Erkenntnißstoff vom Uebersinnlichen wird nur durch positive Offenbarung gegeben. Das Wesen der Gottheit kann sich durch diese allein mittheilen, und nur der religiöse Glaube kann uns gegen die Despotie der Vernunftsysteme schützen.

So waren wir auf das Evangelium verwiesen, und auch dem ernsten Hamann galt keine Philosophie, sondern nur Verständniß des Christenthums, während später der Philosoph Fries zwar auch einen Glauben aus dem Denkvermögen herleitete, aber die äußere, positive Offenbarung verwarf, da sie unserer jetzigen Kenntniß vom menschlichen Geiste widerspreche.

Lieber Julius, so leicht ist die Sache wohl nicht abgethan. Zwar haben hochbegabte Männer, und die Philosophen selbst, nie gezweifelt, daß es eine bedenk-

liche Sache um jedes philosophische System sei; sie haben eingeräumt, daß zwischen dem philosophischen Streben und seinem Ziel noch manche dunkle, unerklärliche Region für den forschenden und denkenden Geist liege, und sie haben auch nie gesucht, die Menge von dem menschlichen Standpunkt des Gefühls, des Glaubens und der inneren religiösen Ueberzeugung auf die schwindelnden Höhen ihrer Speculation zu erheben, ihr etwas zu nehmen, ohne das Sichere dagegen bieten zu können. Aber sie haben vielleicht auch nicht aufgehört, ihre geistigen Kräfte im Denken zu üben, und wir müssen's ihnen doch wohl danken, und über Philosophie überhaupt nicht wegwerfend absprechen.

Freilich, was wäre die Menschheit, was wäre die Welt, wenn das System Eines unserer Philosophen siegte, und an die Stelle der Religion und des inneren Glaubens träte? Giebt es nicht außer der Speculation und dem Denken noch andere Eigenschaften und Kräfte des Geistes, die uns das Begreifliche und Verständliche der uns umgebenden Schöpfung durch angebornes Gefühl, Ahnen, Hoffen, Glauben, auffassen und Beruhigung, ja Ueberzeugung, bei dem nicht Erkennbaren, finden lassen? Das Sittengesetz, das in unserer Brust wurzelt, muß auch die Weltordnung durchdringen. Die Menschheit ist aber nicht zum Philosophiren allein geschaffen; überlassen wir es denen, die es versuchen wollen, wie weit geistige Kraft es zu bringen vermag.

Schelling, der sein langes Leben der Philosophie

weihte, und heute noch thatkräftig für sie wirkt, sagt: „Verbreitet über den ganzen menschlich gebildeten Theil „der Erde, befestigt durch göttliche Anstalten, durch „Gebräuche, Sitten und Gesetze, ist der Theismus das „System der Menschheit, der öffentliche Glaube aller „Verfassungen, in denen Recht und Ordnung wohnt.“ Auch Er hegt Glauben, wiewohl er die Wege des Wissens emsig sucht. Aber alle philosophischen Systeme sind nur Versuche, das Uebersinnliche zu ergründen; sie dürfen uns nicht ausschließlich binden. Göthe äußert: „Die Philosophen können uns nichts als „Lebensformen bieten. Wie diese für uns passen, ob „wir unserer Natur oder unserer Anlage nach, ihnen „den erforderlichen Gehalt zu geben im Stande sind, „das ist unsere Sache. Es gelingt jedem System, „sobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der „Welt fertig zu werden.“ — In gleichem Sinn sagt Jean-Paul: „Der logische Zusammenhang eines „Systems, und die Leichtigkeit, womit es recht viele „Erscheinungen beantwortet, sei Dir kein Zeichen seiner „Richtigkeit, weil falsche oft dasselbe führen.“ Und er fügte die gute Warnung hinzu: „Beschütze gegen die „Despotie jedes Systems Deine höhere poetische Frei„heit durch das Studium aller Systeme und unähnli„chen Wissenschaften.“ Auch sagt er: „Gehe nie un„ter Philosophen, ohne eine Kronwache von Phy„sikern, Geschichtschreibern und Dichtern um Dich zu „haben.“

Bei den meisten Philosophen, wenn sie ihr System vollendet hatten, kam wieder Gemüth, Glaube, Reli-

gion im rein menschlichen Herzen zum Durchbruch, und führte auf hellere, tröstlichere Bahnen; und sie suchten uns aus den starren Fesseln ihrer philosophischen Sätze zu befreien. Auch bei den weisesten Denkern blieb Glaube, innere Ueberzeugung, als nothwendiges Gefühl der Unsterblichkeit.

Kant hatte die Aufgabe der Philosophie wohl erkannt, und sie zu lösen redlich gestrebt; aber er sah auch ein, daß ihm diese Lösung unmöglich blieb, und er schied nun von der theoretischen Philosophie die praktische. Durch diese hob er die Wahrheit der ersteren geradezu wieder auf; er stellte die praktische als die gewissere über die theoretische, kam also als Lehrer der Philosophie und als Mensch in einen Zwiespalt. Er traute nicht mehr den theoretischen Denkgesetzen, und forderte Glauben an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und sittliche Weltordnung, weil sonst das Sittengesetz nicht verwirklicht werden könne. Ein Gott mit Freiheit und Selbstbewußtsein waren ihm, abgesehen von der reinen Vernunft, zwei für das Moralgesetz unentbehrliche Voraussetzungen, und er gab also zu, daß wir Gründe genug haben, Vieles ohne philosophische Beweise annehmen zu müssen.

Den einsichtsvollen Schelling hinderte tiefes Nachdenken und philosophisches Forschen nicht, die feste Ueberzeugung im Herzen zu tragen, daß der Tod keineswegs die Persönlichkeit schwäche, daß er sie vielmehr erhöhe, und von allem Zufälligen befreie. Nur sie gab ihm Trost beim Tode seiner Lieben.

Auch Fichte fühlte sich unheimlich in seinem tief-

durchdachten System der Philosophie. Es bedrängten ihn Zweifel und Sehnsucht, und alle Gefühle der Menschenbrust erwachten; er suchte andere Wege des Trostes und der Beruhigung, und fand die glücklichen Resultate, die er in seinem Buch über „die Bestimmung des Menschen" mittheilt, das zugleich den Inhalt seiner Philosophie, ohne Schulsprache und auf populäre Weise der Welt lehren sollte. Es bestätigt sich auch hier der Ausspruch Baco's, daß die Philosophie, mittelmäßig gekostet, uns von Gott entfernt, aber diejenigen, welche sie ergründen, zu ihm zurückführt.

Fichte verlangt etwas außer der bloßen Vorstellung Liegendes, nicht nur Wissen, sondern auch Thun. Sein Gemüth heischte eine andere und bessere Welt, als die, welche für unser sinnliches Auge vorhanden ist. Alle Sehnsucht ist dahin gerichtet, und diese giebt die Ueberzeugung, daß die Verheißung derselben wahr und gewiß sei. Vergänglichkeit kann unmöglich die Bestimmung des Seins unsers Seins, ausmachen. Dies Streben und Ringen nach dem Unvergänglichen, das uns tief eingepflanzt ist, ist erreichbar, das irdische Ziel unsers Daseins kann nicht das Höchste sein, oder der Augenblick des Erwachens zur Vernunft würde auch der Augenblick des irdischen Todes sein. Des Menschen Zweck muß über dieses Leben hinausgehen. Selbst in der endlichen Natur hat der kleinste Gegenstand Ziel und Zweck; alles ist so weise geordnet. Und dieser nach Unendlichkeit ringende Geist sollte nicht Ziel und Zweck haben, da doch das kurze Erdenleben für seine Anlagen, für sein Streben so wenig bietet?

Diese Zweifel löst der Philosoph plötzlich, indem er sagt, er habe das Organ gefunden, mit welchem er jede Realität ergreife. Nicht das Wissen sei dies Organ, denn kein Wissen könne sich selbst begründen und beweisen; es setze noch ein Höheres, als seinen Grund voraus: sondern der Glaube, dieses freiwillige Beruhen bei der sich uns bietenden Ansicht. Wir würden Alle im Glauben geboren; und der nothwendige Glaube an unsere Freiheit und Kraft, an unser wirkliches Handeln, und an bestimmte Gesetze des menschlichen Handelns, sei es, welcher alles Bewußtsein einer außer uns vorhandenen Realität begründe.

Zwischen den Portalen und Marmorwänden eines kalten, öden Gebäudes öffnet uns der Philosoph eine neue Aussicht; wir blicken freudig hinaus, finden einen blauen Himmel, eine blühende Natur, Poesie, Glaube und schöne Hoffnungen. Er lehrt uns, daß es hier nichts giebt, dessen letzte Folgen nicht auf der Erde blieben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Leben zusammenhängen könne, außer dem guten Willen; dieser sei das lebendige Princip der Vernunft, seine Folgen könnten wir aber nicht denken. Das gegenwärtige Leben sei daher in Beziehung auf das künftige ein Leben im Glauben; Jenes werde ein Leben des Schauens sein. Unsere ganze vollständige Bestimmung begriffen wir nicht; nur Einem, dem Vater der Geister, sei sie sichtbar. Wir wüßten nur, daß sie uns sicher sei, daß sie ewig und herrlich sei, wie er selbst. Und er fügt das große Wort hinzu: „So lebe ich, so bin ich, „unveränderlich, fest und vollendet für alle Ewigkeit;

„eben dieses Sein ist kein von außen angenommenes;
„es ist mein eignes, einiges wahres Sein und Wesen.“

Der Naturphilosoph Steffens, der edle, treffliche Mann, der sein ganzes langes Leben unablässig dem ernstesten Denken und Forschen widmete, und Licht und Wahrheit suchte, trug stets religiöse Gefühle in der Tiefe seiner Brust, und die Betrachtung der Natur und der Geschichte, der heilige Ernst seines Forschens, öffneten ihm die Blüthen ächter Religiosität, die sein Alter beruhigte und beglückte. Er giebt uns über die Kämpfe seines Lebens und Denkens Aufschlüsse in seiner umfangreichen trefflichen Biographie, aus der ich einige Stellen hier niederschreiben will:

„Umfaßt die Organisation das ganze Dasein, ist „das Erkennen in seiner Wahrheit ein göttliches, liegt „in dem Begriff organischer Entwickelung eine nicht „abzuläugnende Absicht, dann offenbart sich auch in der „Lenkung ein göttlicher Verstand, der nicht aus der „Absicht entsprungen ist, sondern als das rein Ur„sprüngliche des göttlichen Wesens, das Leitende und „Ordnende des göttlichen Willens in sich selbstständig „war und bleiben wird. So ist das göttliche, verstän„dige Denken ein den göttlichen Willen nothwendig „Begleitendes, aber nie Hemmendes. Die göttliche „That ist nothwendig eine verständige, aber deswegen „nicht eine minder absolut freie. Wenn dieses Ver„hältniß zwischen Vernunft und Religion mir auch „erst in meinem hohen Alter klar geworden ist, so war „es doch das, wenn auch nicht immer zum klaren Be„wußtsein gediehene, doch fortdauernd leitende Princip

„aller meiner Betrachtungen. Daß wir — die Ge-
„schöpfe Gottes — ein selbstständiges Denken der Art
„besitzen, daß dieses als eigne That Schöpfung werden
„konnte, war Niemand entschiedener als ich zu läugnen
„berufen. Es giebt kein anderes Denken, als das
„göttliche. Dieses offenbart sich als das einzig wahre
„allerdings auch in uns, daher auch als ein in sich
„begründetes, selbstständiges, alle That begleitendes;
„aber doch zugleich nur als ein lebendiges und wirk-
„liches, weil es uns als das ursprünglich denkende
„Wesen des verständigen Gottes offenbar geworden
„ist." —

„Allen Kämpfen der Wissenschaft in ihren empi-
„rischen, so wie speculativen Abstraktionen zum Trotz,
„läßt es sich niemals aus der Geschichte verdrängen,
„daß die in und mit Gott freie Persönlichkeit der ver-
„borgene Grund aller Naturentwickelung, der Endpunkt
„des ganzen Daseins ist, der zu seinem Anfangspunkt
„zurückkehrt. Und als es ausgesprochen war, trat die
„Sonne meines Daseins aus der Götterdämmerung
„der Jugend hervor. Es war der Blüthepunkt meines
„ganzen Lebens."

„Es war, bis es zur Religiosität heranreifte, das
„Spinoza'sche Element in mir. Das ganze Dasein
„bewegte sich in allen seinen Momenten zugleich. Ich
„vermochte nicht einen Theil desselben als ein von dem
„Bewußtsein ausgeschiedenes zu betrachten, welches erst
„durch ein abstraktes Denken seine Bedeutung erhalten
„sollte." —

„Fundamentalgesetz der Philosophie, in dessen Ent-

„wickelung mein Leben aufgegangen ist, war: daß Gott „als die lebendige persönliche Einheit ewiger lebendiger „Persönlichkeiten von uns erkannt wird, und so die „Quelle alles Erkennens sei."

O Julius, ich fühle tief in meiner Brust die heiligen Pfänder, die mein Schöpfer in sie gelegt hat. Dem Wissen sind freilich Grenzen gesetzt, was auch die Erfinder von Systemen in stolzem Dünkel sagen mögen. Was außer dem Bereich aller Erfahrungen liegt, können die Gesetze der Vernunft nicht erklären; aber wir können es ahnen und mit Ueberzeugung glauben. Wohl muß es einen selbstständigen Urgrund aller Dinge geben, eine höchste, absolute Einheit; aber sie bleibt uns ein Unerklärliches, trotz aller Versuche, sie auf eine in die Sinne fallende Weise erklären zu wollen. Philosophie ist unentbehrlich, als denkende und erkennende Kraft, aber sie ist nicht die einzige Macht des Geistes. Gedanken und Begriffe allein können uns nicht zur Wahrheit führen; sie können nicht den einzigen Inhalt des Seins geben, wie sie doch mit Stolz sich gerühmt haben.

Nicht auf den Stufen eines philosophischen Systems sondern in der Begeisterung der Poesie, und der geistigen Kräfte überhaupt, in der Sehnsucht nach Religion, spricht sich beim Menschen die Ahnung eines künftigen, höhern Daseins aus. Nur in der Religion wurzelt Gefühl und Bewußtsein des Göttlichen, und die Phi-

losophie muß daher streben, dies Gottesbewußtsein zur Intelligenz zu erheben; sie muß dem Glauben als Stütze die Hand reichen, und selbst Religion zu werden suchen. Das ist der höhere nicht von außen eingepflanzte Glaube, der mit der Philosophie und der inneren Offenbarung im engen Zusammenhang steht.

Wir heischen einen Gott, den wir begreifen, ehren, lieben; wir wollen ein erfreuliches tröstendes Jenseit, statt leerer Allgemeinheit eines Weltprocesses. Der hohle Formelkram der Denker sagt der Welt so wenig mehr zu, als der orthodoxe Glaubenszwang; und wir sind, Gottlob, auf dem Wege, den auch weise Denker einschlugen, indem sie suchten, die Macht des Glaubens mit allen übrigen Seelenkräften, und mit der Philosophie in Harmonie zu bringen; nicht mehr äußeren Autoritäten hingegeben zu sein, sondern die Quelle des Glaubens und der Ueberzeugung in der eignen Brust zu finden.

Auch die philosophischen Bestrebungen des großen Denkers Lessing gingen nur dahin, die Wahrheit der Religion zu erkennen. Der Philosoph Suabedissen, der milde, herrliche Mensch, lehrte Unsterblichkeit des Geistes als Individuum, und sein tiefes und gründliches Forschen bahnte ihm den Weg von der Philosophie zur Religion und Theologie. — Auch die neuesten Bestrebungen wollen zu einer religiösen, und zwar christlichen Weltanschauung führen, die bisherigen Gegensätze auszugleichen suchen. Schelling hat daher die Offenbarung in das Gebiet der philosophischen

Wissenschaft gezogen, ohne doch die Unabhängigkeit und Heiligkeit des Glaubens zu berühren.

Die Sonne leuchtet wieder freundlich in die Frühlingswelt, und die zahllosen Blumen, die dem Mutterbusen entstiegen, lächeln ihr duftend entgegen, und neigen die zarten Glöckchen im sanften Westwinde; ich aber werfe alle philosophischen Systeme bei Seite und schweife wieder über Berg und Thal, um andere Bahnen für Geist und Herz zu suchen. Klar und hehr ist wieder mein Gemüth, wie der blaue Frühlingshimmel. Ich verlasse die kalten Marmorsäle, in denen die Philosophen lehren; denn sie können wohl Gedanken, Ideen in mir wecken, aber mich nicht ruhig, zufrieden und glücklich machen. Höre sie alle, mein Julius, und studire ihre Systeme; sie erklären Dir zwar Universum, Gott und göttliche Dinge mit philosophischer Consequenz, aber es sind doch nur Versuche der geistigen Denkkraft, Ideen, keine Beweise der Wahrheit.

Und so steigt man gern wieder herab aus dem Gewirr des speculativen Denkens, um zu glauben und zu fühlen, wie andere Menschen. Es ist zwar auch etwas Göttliches, nachzudenken und seine Vernunft zu gebrauchen, aber sich in ein philosophisches System festzuspinnen, mit Formen und Formeln zu spielen, was kann es für Früchte bringen!

Die Natur ist mein Tempel; sie lehrt mich Religion. Ich messe, ihr gegenüber, meine geistigen Kräfte,

die hohen Erscheinungen, wie sie der Menschengeist mir bietet, und ich fühle die Gewißheit, daß sie nie untergehen können. Das Wie werden wir freilich nicht enträthseln; denn nur die sinnliche Welt vermögen wir zu erkennen, zu begreifen; die übersinnliche können wir bloß ahnen, glauben. Doch ist unsere Brust voll von hohen, heiligen Pfändern. Ja, unerschöpfliche Fundgruben sind Natur und Menschengeist, auch ohne die Tiefe der Speculation, denen nur Geweihte sich nahen.

Wir sind nicht so ganz hülflos und verlassen auf den Erdball gesetzt worden, um nicht die Ueberzeugung leicht finden zu können, daß der menschliche Geist, als Gegensatz der Natur, die er zu beherrschen die Macht erhielt, einen erhabeneren Zweck habe, der über dies kurze Dasein hinausreicht.

X.

Junius.

Das Pfingstfest, das glänzende, das liebliche Fest, hat mich überrascht in meinem ländlichen Aufenthalt, mit all' seinem Jugendglanze, mit den süßen Erinnerungen an vergangene Tage. Wehmüthig denke ich dran, was es einst mir war, und wie ich jetzt so einsam dastehe, in dem Glanz seiner Herrlichkeit. Ich

wanderte früh hinaus im frischen Morgenthau, unter dem Jubel der Lerchen; ich athmete den vollen Duft der Roggenblüthe, und stieg die Höhe hinan, wo ich, auf einem alten Grenzstein sitzend, die weiten herrlichen smaragdgrünen Thäler, mit dem blauen vielfach gewundenen Strom überblicken konnte. Vor mir schlängelt sich durch ein junges Eichwäldchen ein Fußweg, den ich so oft gehe, und wo so oft sich Hoffnung und frischer Lebensmuth mir in das sehnende Herz senkte. Da ist so eine stille einsame Wirthschaft, die die geräuschvolle Außenwelt mit ihren Aengsten und Sorgen vergessen läßt. Ich gehe nie da hinab, ohne zwei hohe Ameisenhügel zu beobachten, und diese emsigen, arbeitenden, schleppenden und bauenden Thierchen zu bewundern; auch an dem Teich tief unten stehe ich gern, und sehe die Behaglichkeit und Lust der Frösche, und anderer kleinen Thiere, die in und auf dem Wasser, als ihrem Element, sich ergötzen. Aber der Glanzpunkt ist das Amphitheater, das im Hintergrunde dieses Thälchen mit frischem jungem Eichen- und Buchengrün, durch welches magische Lichter spielen, umzieht, und wo die fröhlichste Welt der kleinen Waldsänger im tiefsten Frieden haust. Die Nachtigall singt ihre elegischen Lieder, die Drossel plaudert heitere Recitative; ein ganzer Chorus flötet und zwitschert dazwischen, und auch der Kuckuk mit seinen einförmigen Tönen ist als Frühlingsbote willkommen. Heute aber klangen auch die hellen Dorfglocken aus den weiten Thälern über die nahen Höhen. Sie weckten in mir tausend sehnsüchtige Gefühle, und stimmten mich zu hehrer Andacht. Sie öff-

neten eine Welt von Erinnerungen in meiner Brust, und ich fühlte, daß all' unser bischen Glück doch theils nur in Erinnerungen, theils in Hoffnungen und Erwartungen besteht. Jene durchzieht süße Wehmuth, diese oft Muth, oft Bangen.

Ich mußte wieder an die Tage der glücklichen Jugend, und an meinen Kindergarten denken, an jene festlichen Gefühle, mit denen ich ihn am heiteren Morgen betrat, meine duftenden Blumen begrüßte, und auf den lieben Gefährten Georg, so wie auf die übrigen frohen Gespielen der Kindheit harrte. — Die Phantasie führte mich dann auch rasch in die heiteren Jünglingsjahre, die ich in dem reichen Weserthale einst verlebte. Ich dachte jener Landpartheieen nach dem schönen Rosenberg mit seinen Waldanlagen und schattigen Plätzen, jenes fröhlichen Gewühls bei Schmaus und Becherklang; der Zaubernächte, die wir da bei Musik und Tanz verlebten; die leuchtenden Ampeln in den dunkeln Buchenhallen, die Flammen, die jenen Tanzplatz magisch erhellten, über uns das Sternenzelt. Ha wie da Liebe und Freundschaft glühten, und das Leben berauschten! Auch dachte ich jener Wasserfahrten nach dem freundlich stillen Golenheim, wo so süße Genüsse des Lebens uns umfingen, und in später Nacht auf dunkeln Fluthen die geräumigen bunt besetzten Schiffe hinabschaukelten. Tief im Herzen leben sie, die schönen Sommernächte, wo wir unter frohen Gesängen, in Freundschaft und Liebe so eng verbunden, von des Mondes Silberglanz umstrahlt, den ruhigen Strom durchschnitten.

O wir waren so glücklich vereint und verbunden, als ob nie eine Trennung, nie eine Aenderung dieses reizenden Zustandes, dieses heiteren jugendlichen Lebens statt finden könnte. Und doch, nach so langen Jahren, wo ist er hin der blühende Kreis jener lebensfrohen Menschen? Verweht, wie die Blüthen meines mächtigen Apfelbaumes. Doch nein, wer könnte den Schmerz ertragen, wenn die geliebten Menschen den Blüthen jenes Baumes glichen. O Julius, wer hätte je Freunde, Geliebte gehabt, ohne die Sicherheit ewiger Fortdauer im Herzen zu tragen!

Ha wie tausendfache Erinnerungen an die lebensfrischen Bilder vergangener schöner Zeiten mich durchdringen, und um meinen Busen spielen! Welche Kraft des Geistes, das Alles fest zu erhalten, welche schöpferische Gewalt der Phantasie, die es hervorzurufen, zu beleben und auszumalen weiß!

Die Glocken mahnten dringender, daß es des Landmanns Pflicht sei, zur Kirche zu wallen. Ich ging und schrieb noch folgende Zeilen in mein Tagebuch:

Pfingsten, das liebliche Fest, das Fest der Blumen und Freuden,
O wie glänzte es einst heiter dem Leben und reich!
Nun ist's einsam und still; es blieb mir nichts, als der Nachhall,
Blieb die Erinnerung nur fröhlicher glücklicher Zeit.
Frühling und Jugend sind fern dem Leben; es dämmert der Abend,
Aber dem Morgenroth schlägt noch die sehnende Brust.

Meine heutige Stimmung ist andächtig und poetisch zugleich; ich fühle es tief, daß die Poesie zur Andacht stimmt, und die Andacht Poesie hervorruft; daß folglich Religion und Dichtkunst sich nahe verwandt sind, daß sie Beide im Gemüth, im Glauben und Ahnen des Höchsten und Heiligsten wurzeln. Noch ehe sich die Poesie als Kunst in Productionen ausspricht, waltet sie als allgemeine Zugabe des Göttlichen über der irdischen Natur und dem Leben, und sie ist diesem so unentbehrlich, wie die Religion. Sie schwebt über Allem, wie ein milder Zauberduft, sie umweht uns wie Blüthenhauch; wir athmen sie überall ein, wie Himmelsluft. Mit dem Leben des Kindes wird sie geboren; und wie das Erwachen des Bewußtseins das erste Morgenlicht ist, das uns dämmert, so das Erwachen des poetischen Gefühls, das uns auf den Schwingen der Phantasie weiter und weiter trägt, das Zweite. Es ist das Licht, von dem die Memnonssäule hell ertönt.

Wie reich war doch meine Kindheit, mein Jugendleben, an poetischen Genüssen; und soll ich die Wahrheit sagen, so verdanke ich auch später der Dichtkunst allein alles Glück, allen Frieden des Herzens, und den inneren Trost in den störenden Wirren und Geschicken des Lebens. Ich habe sie daher immer in meinem Busen bewahrt, während so Viele sich bald von ihr entfernen, sie als etwas Unnützes von sich werfen, und sich der duftlosesten Prosa im handwerksmäßigen Sklavenleben hingeben. Die Poesie kann noch dem spätesten Alter ein bischen Jugend erhalten; sie ist die

Quelle ewiger Jugend, die sie uns schon hier ahnen und hoffen lehrt. Wenn die arme kalte Wirklichkeit uns wie eine dürre Steppe umgiebt, tritt plötzlich aus den Wolken die erhabene Göttin freundlich und mild; sie reicht uns ihren Zaubertrank, und die Erinnerung glänzt in der Ferne, wie ein Sternenhimmel; vor uns aber leuchtet dem sehnenden Herzen die ewige Sonne unvergänglicher Hoffnung und Jugendfrische.

Du fragst, kann man in dem Ernst und der Prosa des Lebens der Dichtkunst befreundet bleiben? Der ernsteste Held des vorigen Jahrhunders, der große Friedrich, beantwortet Dir die Frage; denn er schrieb einst: „Der Dichtkunst mich hinzugeben, ist „mein größtes Vergnügen; in ihr allein finde ich er- „höhten Genuß, oder Milderung des Schmerzes . . . „Ja, die Poesie wird auch das Steckenpferd meines „Alters sein, mit dem ich mich vergnügen werde, bis „meine Lampe erlischt.“

Ich habe nie gestrebt, Dichter zu werden, oder die Dichtkunst zu einem Geschäft, zur äußern Aufgabe meines Lebens zu machen, und ich konnte es auch nicht; aber es lag stets in meiner Natur, in meinem tiefsten Gefühl, mich ihr hinzugeben, mich von ihr heben und leiten zu lassen, und so wirkte sie, zwar von äußeren Veranlassungen oft erregt, doch gewöhnlich unwillkühr- lich, besonders da ich der Natur stets befreundet war, die einer ihrer liebsten Gegenstände, und uns immer nahe ist. Möchte doch jeder Dichter und Künstler ganz seinem Talent und seiner poetischen Natur folgen, glücklich im eignen Genuß des Hervorbringens, den

Beifall und die Bewunderung von außen ruhig der Zukunft anheimgebend.

Schon die erste Dämmerung meiner Kindheit umgab die Poesie, wie ein ätherischer Duft, welcher Berge und Fluren magisch umzieht, umrauschte sie leise, wie die verhallenden Töne einer fernen Musik, die, auf den Flügeln des Windes getragen, wunderliche Phantasieen in unser Ohr spielen. Jedem Menschen ist Poesie als freundliche Mitgabe des Himmels verliehen; bewußtlos lächelt sie dem Kind in jeder Blume, im strahlenden Lichte der Sonne, im freundlichen Auge des Gespielen; sie erhebt und bindet das Gemüth in hohen Gefühlen der Freundschaft und Liebe, und entfaltet sich allmählig zu deutlicheren Bildern und Harmonieen, durch die Gewalt der Phantasie, dieser schaffenden und unerklärlichen Himmelsmacht, die ihr nun auch Worte leiht, und sie zum Bewußtsein erhebt.

Die Welt war mir mit lauter Wundern umgeben, und meine Phantasie schuf täglich neue; denn sie ist die erste thätige Kraft in der Seele des Kindes. Mein ganzes Kinderleben war ein phantastisch-poetisches Dasein. Wie oft denke ich der wunderlichen Träume und Bilder, die mich unter den riesigen Bäumen in meinem väterlichen Garten umfingen. Wer doch noch einmal sie sehen könnte! Aber sie sind längst dahin, mit der ganzen seligen Welt, die damals mein junges, heiteres Leben umgab, und nur in meiner Erinnerung noch lebt und blüht. Wie ergötzte mich der Klang eines Liedes, der fröhliche Gesang in Feld und Wald, oder in der fernen Straße bei stiller Nacht! Alle Töne der

Natur, vom schallenden Lied der Nachtigall bis zum Zirpen der Grasmücke und dem Surren des Käfers am stillen dunkeln Abend, ergriffen mich wunderbar. Und nun gar die Mährchenwelt, die mir ihre Zauberhallen öffnete, und meiner Phantasie unermeßliche und unerschöpfliche Fernen zeigte! Heilige Gestalten erstehen in meiner Erinnerung; ich sehe sie noch lebendig vor mir die alte Wärterin, die wie eine Fee hinter ihrem Spinnrad die wunderbaren Geschichten so feierlich erzählte. Ich sehe mich noch auf dem Stühlchen vor der Großmutter sitzen, die Hände auf ihre Kniee gelegt, und die Zaubermährchen von ihren Lippen saugend. Aber am süßesten ist mir noch die Erinnerung an das liebe Gretchen, die kleine Base, die uns übrigen Kindern so hübsch kindlich erzählen konnte. Wir saßen dann in der Schlafstube der Großmutter, und hatten aus dem großen weiten Bettvorhang ein Zelt um den breiten Sessel gebildet, hinter dem wir dicht umschlungen saßen, und uns freuten und schauerten.

Wie eine Melodie unwillkürlich in uns nachklingt, so regte sich auch wohl früh der Naturtrieb, poetische Auffassungen nachzubilden, und welche Freude genoß ich nicht an diesen Erstlingen des eignen absichtlosen Schaffens, auf die ich sehr früh verfiel.

Die süßesten Erinnerungen begleiteten mich mit der Poesie in die Jünglingsjahre durch stürmische und sentimentale Lebensperioden, durch den Sehnsuchtsdrang des unbefriedigten Herzens, und durch das Brausen des Studentenlebens. Von dem trocknen

Pandektenheften eilte ich so gern in den dunkeln Wald, und gab mich den Gefühlen meines Herzens hin. Ich fühlte so oft mit Rührung die Wahrheit der Worte Göthe's:

> Wer dichtet nicht,
> Dem diese schöne reine Sonne scheint,
> Der diesen Hauch des Lebens in sich zieht?

Aber ich begnügte mich nicht, ein augenblickliches lebendiges Gefühl poetisch auszusprechen; ich strebte nach Höherem, das Herz war so voll, ich fühlte den heißesten Drang, zu dichten, etwas Bedeutendes zu schaffen und zu componiren. Zu meiner eignen Täuschung waren aber die ersten Resultate nur gering; und es pflegt wohl gewöhnlich Jünglingen so zu gehen, welchen ein enthusiastisches Streben die Brust füllt, denen aber noch der klare Gehalt und die Erfahrung fehlt. Schlimm mir, wenn sie auf dieser Stufe des Dranges stehen bleiben, und nicht zu ruhiger Bildung weiter streben.

So begleitete mich die Poesie durch das Leben; sie war mir Bedürfniß geworden; aber ich verzichtete darauf, sie als Mittel für äußere Zwecke und Wünsche zu gebrauchen. Nur mir allein vertrieb mein Lied den Unmuth des Lebens, und stillte Schmerz und Sehnsucht. Jedes Unglück wurde leichter und erträglicher, wenn ich seinen Gegenstand in den rythmischen Klang eines Liedes brachte. Und so ist die Poesie noch heute mein bestes Asyl, meine Zuflucht in allen Bedrängnissen und Sorgen. Lieder begleiten mich über Berg und Thal; sie sprießen mir an allen Wegen, wie

die Blümchen, die über Nacht duftend ihre Kelche öffnen, und umschweben mich, wie spielende Genieen.

Ach, Julius, die Freude an der Dichtkunst, diese erhabenen Empfindungen, die sie weckt, diese sehnsüchtigen Gefühle, diese schaffenden Kräfte, und die herrlichen Kunstwerke großer Meister: alles das hat mich belehrt, daß in unserer Brust ein Vorgefühl künftiger, höherer Zustände lebt, daß schlummernde Kräfte in heiligen Stunden der Dichterweihe die Schwingen regen. Meinen sehnsüchtigsten Wünschen haben sie, wie Geisterruf, Erfüllung verheißen. Eben deshalb ist nicht nur in jede Menschenbrust Poesie gelegt, sondern sie gehört auch zur Grundlage des Lebens ganzer Völker; sie ist ein unentbehrliches Bildungsmittel für die Menschheit; ein eben so hohes und heiliges Pfand unserer göttlichen Abstammung, wie die Religion. Beide nehmen ein Unerklärliches und Unergründliches an, aber sie täuschen nicht die Gefühle und das Ahnen der Brust. Das sollte die Philosophie anerkennen, die nur stolze Ruhe dem Geist geben kann, aber nicht die tröstliche Freude dem Gemüth, wie die Poesie, wenn gleich diese die höhere Weihe von ihr erhalten muß.

Aber während ich hier unter dem hohen Birnbaum im Garten gemüthlich sitze, und mit Dir, mein Freund, mich über Zukunft und Ewigkeit unterhalte, werde ich an das „carpe diem“ erinnert, indem blühende, fröhliche Gesichter da drüben, um die Garten-

thür sich biegend, mit Lauschen nach mir blicken, und dann ein Gekicher hinter der hohen blühenden Weißdornhecke erschallen lassen. Denke nur, ich gebe den Kindern des Müllers heute Abend ein Fest, und habe auch ihre besten Bekannten aus den benachbarten Mühlen mit dazu laden lassen; darunter ein paar schlanke, hübsche Mädchen, im Alter der Marie und der Hedwig. Diese brachten mir heute ein Körbchen mit dem duftendsten frischesten Waldmeister, und ich beschloß, sie mit einem Maiwein zu bewirthen.

Ich habe Wein, Zucker, Kuchen und allerlei Süßigkeiten aus der Stadt holen lassen; Alt und Jung ist eingeladen, das ist ein Jubel; sie können die Zeit nicht erwarten, wo das überraschende Fest für sie beginnt. Dort unter den Bäumen auf dem grünen Platze stehen schon Tische und Bänke, und ich muß mich erheben, das junge Volk zu begrüßen, und ihnen den poetischen Frühlingstrank zu bereiten. O möchte er auch mir, auf den Schwingen der Phantasie, die süßen Tage froher Kindheit heute zurückzaubern können!

XI.

Junius.

Das schöne Pfingstfest ist nun vorüber, mein Julius, und ich lebe noch in den freundlichen Erinne-

O wir waren so glücklich vereint und verbunden, als ob nie eine Trennung, nie eine Aenderung dieser reizenden Zustände, dieses heiteren jugendlichen Lebens statt finden könnte. Und doch, nach so langen Jahren, wo ist er hin der blühende Kreis jener lebensfrohen Menschen? Verweht wie die Blüthen meines mächtigen Apfelbaumes. Doch nein, wer könnte den Schmerz ertragen, wenn die geliebten Menschen den Blüthen jenes Baumes glichen. O Julius, wer hätte je Freunde, Geliebte gehabt, ohne die Sicherheit ewiger Fortdauer im Herzen zu tragen!

Ha wie tausendfache Erinnerungen an die lebensfrischen Bilder vergangener schöner Zeiten mich durchdringen, und um meinen Busen spielen! Welche Kraft des Geistes, das Alles fest zu erhalten, welche schöpferische Gewalt der Phantasie, die es hervorzurufen, zu beleben und auszumalen weiß!

Die Glocken mahnten dringender, daß es des Landmanns Pflicht sei, zur Kirche zu wallen. Ich ging und schrieb noch folgende Zeilen in mein Tagebuch:

Pfingsten, das liebliche Fest, das Fest der Blumen und Freuden,
O wie glänzte es einst heiter dem Leben und reich!
Nun ist's einsam und still; es blieb mir nichts, als der Nachhall,
Blieb die Erinnerung nur fröhlicher glücklicher Zeit.
Frühling und Jugend sind fern dem Leben; es dämmert der Abend,
Aber dem Morgenroth schlägt noch die sehnende Brust.

Meine heutige Stimmung ist andächtig und poetisch zugleich; ich fühle es tief, daß die Poesie zur Andacht stimmt, und die Andacht Poesie hervorruft; daß folglich Religion und Dichtkunst sich nahe verwandt sind, daß sie Beide im Gemüth, im Glauben und Ahnen des Höchsten und Heiligsten wurzeln. Noch ehe sich die Poesie als Kunst in Productionen ausspricht, waltet sie als allgemeine Zugabe des Göttlichen über der irdischen Natur und dem Leben, und sie ist diesem so unentbehrlich, wie die Religion. Sie schwebt über Allem, wie ein milder Zauberduft, sie umweht uns wie Blüthenhauch; wir athmen sie überall ein, wie Himmelsluft. Mit dem Leben des Kindes wird sie geboren; und wie das Erwachen des Bewußtseins das erste Morgenlicht ist, das uns dämmert, so das Erwachen des poetischen Gefühls, das uns auf den Schwingen der Phantasie weiter und weiter trägt, das Zweite. Es ist das Licht, von dem die Memnonssäule hell ertönt.

Wie reich war doch meine Kindheit, mein Jugendleben, an poetischen Genüssen; und soll ich die Wahrheit sagen, so verdanke ich auch später der Dichtkunst allein alles Glück, allen Frieden des Herzens, und den inneren Trost in den störenden Wirren und Geschicken des Lebens. Ich habe sie daher immer in meinem Busen bewahrt, während so Viele sich bald von ihr entfernen, sie als etwas Unnützes von sich werfen, und sich der duftlosesten Prosa im handwerksmäßigen Sklavenleben hingeben. Die Poesie kann noch dem spätesten Alter ein bischen Jugend erhalten; sie ist die

Quelle ewiger Jugend, die sie uns schon hier ahnen und hoffen lehrt. Wenn die arme kalte Wirklichkeit uns wie eine dürre Steppe umgiebt, tritt plötzlich aus den Wolken die erhabene Göttin freundlich und mild; sie reicht uns ihren Zaubertrank, und die Erinnerung glänzt in der Ferne, wie ein Sternenhimmel; vor uns aber leuchtet dem sehnenden Herzen die ewige Sonne unvergänglicher Hoffnung und Jugendfrische.

Du fragst, kann man in dem Ernst und der Prosa des Lebens der Dichtkunst befreundet bleiben? Der ernsteste Held des vorigen Jahrhunderts, der große Friedrich, beantwortet Dir die Frage; denn er schrieb einst: „Der Dichtkunst mich hinzugeben, ist „mein größtes Vergnügen; in ihr allein finde ich er„höhten Genuß, oder Milderung des Schmerzes ... „Ja, die Poesie wird auch das Steckenpferd meines „Alters sein, mit dem ich mich vergnügen werde, bis „meine Lampe erlischt."

Ich habe nie gestrebt, Dichter zu werden, oder die Dichtkunst zu einem Geschäft, zur äußern Aufgabe meines Lebens zu machen, und ich konnte es auch nicht; aber es lag stets in meiner Natur, in meinem tiefsten Gefühl, mich ihr hinzugeben, mich von ihr heben und leiten zu lassen, und so wirkte sie, zwar von äußeren Veranlassungen oft erregt, doch gewöhnlich unwillkührlich, besonders da ich der Natur stets befreundet war, die einer ihrer liebsten Gegenstände, und uns immer nahe ist. Möchte doch jeder Dichter und Künstler ganz seinem Talent und seiner poetischen Natur folgen, glücklich im eignen Genuß des Hervorbringens, den

Beifall und die Bewunderung von außen ruhig der Zukunft anheimgebend.

Schon die erste Dämmerung meiner Kindheit umgab die Poesie, wie ein ätherischer Duft, welcher Berge und Fluren magisch umzieht, umrauschte sie leise, wie die verhallenden Töne einer fernen Musik, die, auf den Flügeln des Windes getragen, wunderliche Phantasieen in unser Ohr spielen. Jedem Menschen ist Poesie als freundliche Mitgabe des Himmels verliehen; bewußtlos lächelt sie dem Kind in jeder Blume, im strahlenden Lichte der Sonne, im freundlichen Auge des Gespielen; sie erhebt und bindet das Gemüth in hohen Gefühlen der Freundschaft und Liebe, und entfaltet sich allmählig zu deutlicheren Bildern und Harmonieen, durch die Gewalt der Phantasie, dieser schaffenden und unerklärlichen Himmelsmacht, die ihr nun auch Worte leiht, und sie zum Bewußtsein erhebt.

Die Welt war mir mit lauter Wundern umgeben, und meine Phantasie schuf täglich neue; denn sie ist die erste thätige Kraft in der Seele des Kindes. Mein ganzes Kinderleben war ein phantastisch-poetisches Dasein. Wie oft denke ich der wunderlichen Träume und Bilder, die mich unter den riesigen Bäumen in meinem väterlichen Garten umfingen. Wer doch noch einmal sie sehen könnte! Aber sie sind längst dahin, mit der ganzen seligen Welt, die damals mein junges, heiteres Leben umgab, und nur in meiner Erinnerung noch lebt und blüht. Wie ergötzte mich der Klang eines Liedes, der fröhliche Gesang in Feld und Wald, oder in der fernen Straße bei stiller Nacht! Alle Töne der

Natur, vom schallenden Lied der Nachtigall bis zum Zirpen der Grasmücke und dem Surren des Käfers am stillen dunkeln Abend, ergriffen mich wunderbar. Und nun gar die Mährchenwelt, die mir ihre Zauberhallen öffnete, und meiner Phantasie unermeßliche und unerschöpfliche Fernen zeigte! Heilige Gestalten erstehen in meiner Erinnerung; ich sehe sie noch lebendig vor mir die alte Wärterin, die wie eine Fee hinter ihrem Spinnrad die wunderbaren Geschichten so feierlich erzählte. Ich sehe mich noch auf dem Stühlchen vor der Großmutter sitzen, die Hände auf ihre Kniee gelegt, und die Zaubermährchen von ihren Lippen saugend. Aber am süßesten ist mir noch die Erinnerung an das liebe Gretchen, die kleine Base, die uns übrigen Kindern so hübsch kindlich erzählen konnte. Wir saßen dann in der Schlafstube der Großmutter, und hatten aus dem großen weiten Bettvorhang ein Zelt um den breiten Sessel gebildet, hinter dem wir dicht umschlungen saßen, und uns freuten und schauerten.

Wie eine Melodie unwillkürlich in uns nachklingt, so regte sich auch wohl früh der Naturtrieb, poetische Auffassungen nachzubilden, und welche Freude genoß ich nicht an diesen Erstlingen des eignen absichtlosen Schaffens, auf die ich sehr früh verfiel.

Die süßesten Erinnerungen begleiteten mich mit der Poesie in die Jünglingsjahre durch stürmische und sentimentale Lebensperioden, durch den Sehnsuchtsdrang des unbefriedigten Herzens, und durch das Brausen des Studentenlebens. Von dem trocknen

Pandektenheften eilte ich so gern in den dunkeln Wald, und gab mich den Gefühlen meines Herzens hin. Ich fühlte so oft mit Rührung die Wahrheit der Worte Göthe's:

> Wer dichtet nicht,
> Dem diese schöne reine Sonne scheint,
> Der diesen Hauch des Lebens in sich zieht?

Aber ich begnügte mich nicht, ein augenblickliches lebendiges Gefühl poetisch auszusprechen; ich strebte nach Höherem, das Herz war so voll, ich fühlte den heißesten Drang, zu dichten, etwas Bedeutendes zu schaffen und zu componiren. Zu meiner eignen Täuschung waren aber die ersten Resultate nur gering; und es pflegt wohl gewöhnlich Jünglingen so zu gehen, welchen ein enthusiastisches Streben die Brust füllt, denen aber noch der klare Gehalt und die Erfahrung fehlt. Schlimm nur, wenn sie auf dieser Stufe des Dranges stehen bleiben, und nicht zu ruhiger Bildung weiter streben.

So begleitete mich die Poesie durch das Leben; sie war mir Bedürfniß geworden; aber ich verzichtete darauf, sie als Mittel für äußere Zwecke und Wünsche zu gebrauchen. Nur mir allein vertrieb mein Lied den Unmuth des Lebens, und stillte Schmerz und Sehnsucht. Jedes Unglück wurde leichter und erträglicher, wenn ich seinen Gegenstand in den rythmischen Klang eines Liedes brachte. Und so ist die Poesie noch heute mein bestes Asyl, meine Zuflucht in allen Bedrängnissen und Sorgen. Lieder begleiten mich über Berg und Thal; sie sprießen mir an allen Wegen, wie

Abendlandschaft mit Worten schildern kann, eben so wenig kann ich Dir die Empfindungen, die tiefen Eindrücke meiner Seele bei dem Rauschen jener harmonischen Töne beschreiben. Ich saß da, wie betäubt, Thränen rollten über meine Wangen; ich mußte still und einsam auch nach dem zweiten Stück horchen. Ach, das hatten sie gewählt, um alle selige Erinnerungen in mir zu wecken! Dann stürzte ich hinunter, und drückte mit den heißesten Gefühlen des Dankes die lieben Musikanten an mein Herz. — Welche Freude, Julius! Sie hatten mich aufgesucht, um mir noch eine Freude zu machen. Sie scheuten auf ihrer Tour nach dem Badeorte, der sie jeden Sommer aufnimmt, nicht den Umweg einiger Stunden, um mich zu begrüßen in meiner Einsamkeit, und mir ein schönes Zeichen ihrer alten Anhänglichkeit zu geben.

Sie spielten ihre besten Sachen; sie kannten sie noch alle, die herrlichen Compositionen, die mir einst so große Freude gemacht, und mich tief ergriffen hatten. Es waren Stücke voll ruhigen poetischen Sinnes und Geistes, reich an süßen Harmonien, eben so wie an Kraft des Genies; nicht solche, die in ihrer gesteigerten Künstlichkeit mehr zur Reflexion über die Gewalt des Technischen, als zu menschlichen und poetischen Empfindungen hinführen, und dem eignen innern Nachbilden keinen Raum und keine Ruhe gönnen.

Wir saßen bis spät in die Nacht; ich ließ Lichter in den Garten bringen; goldner Rheinwein füllte die Gläser, und in meiner Brust strahlte ein Sternenhimmel froher Jugenderinnerungen.

Ich fühlte nach so langer Zeit einmal wieder ganz die Gewalt, die die Musik auf mein Gemüth ausübte, und dachte mit Schmerz daran, daß ich diesen hohen Genuß, mit so vielen andern Himmelsgaben, in meinem Leben nur so selten erlangt hatte. Musik, Freund, ist auch eine heilige, unergründlich mächtige Poesie, die uns Himmel und Ewigkeit eröffnen kann, und der Zauber der Töne weckt unmittelbar dichterische Gefühle im Herzen, wenn deren wirklich d'rin schlummern. O, wie könnte es Menschen geben, welche Musik und Poesie nicht rührte. Sie sind doch der Seele angeboren, gleich dem religiösen Gefühl. Sie verschönern das Leben, wie der Farbenglanz die Blumen; aber ihr Duft verweht bei den Meisten schon in früher Jugend, und diese Armen stehen dann da, wie die matten farb- und geruchlosen Blumen auf dürrer Haide.

Mich hat die Melodie der Töne stets zu beleben, zu erquicken, zu erheitern vermocht; ja die Gewalt der Musik, und ihre Wirkung auf meinen Geist war immer unendlich groß. Ueberhaupt liegt in den Tönen etwas Geheimnißvolles, und man liebt es, ihnen einsam zu horchen, weil sie Ahnungen und tiefe Gefühle in unserer Brust wecken. Selbst den einfachen Naturtönen, dem Gesang der Vögel, dem Rauschen der Wälder, dem Wogen des Meeres horchen wir, und empfinden dabei etwas Geisterhaftes, etwas Erhebendes oder Ahnungsreiches aus den Sphären einer höheren und geistigen Welt, die hinter dem erkennbaren Irdischen dämmert, wie uns denn Natur und Menschheit noch so viele Geheimnisse verhüllen.

Unwillkührlich ergreift mich die Musik, und weckt in mir die tiefsten geistigen Anregungen. Ihre Gewalt beherrschte stets mein ganzes geistiges Leben, und schon seit frühester Jugend durchdrang mich ihre Tonsprache mit einer tiefen sehnsüchtigen Rührung. Sie war mir immer Verkündigerin und Weckerin geistiger Geheimnisse; sie enthüllte mir das Dunkel der Ideen, und ließ mich wie die Kunst überhaupt, das Verborgene und Uebersinnliche ahnen, dessen Erkennen die Aufgabe der Philosophie ist.

Am liebsten genoß ich sie in stiller einsamer Umgebung, inmitten einer schönen erhabenen Natur, sei es der Rosenmorgen eines Juniustages, oder die Dämmerung eines vom Sternenhimmel umgebenen duftigen Abends. Wie groß waren da immer ihre Wirkungen, wie mächtig die Empfindungen, die sie weckte; sie rief unmittelbar Gestalten der Vergangenheit, Bilder der Zukunft in mir hervor; dichterische Compositionen reihten und ordneten sich in meiner Phantasie von selbst; ich brauchte nicht nachzudenken, zu suchen, zu überlegen: die Töne schufen, bildeten, hoben das Geistige unmittelbar aus den Tiefen meiner Seele hervor. Das ist das Geheimniß der Töne, das auf die Harmonie des Weltalls, des Geistigen und Sinnlichen, deutet.

Und so, mein Julius, ist mir die Musik, wie die Poesie überhaupt, in ihrer schöpferischen Kraft etwas Höheres und Geistiges; sie war mir stets auch ein heiliges Pfand für die Unsterblichkeit unseres Geistes. — Sie weckt in der Brust so erhabene, sehnsüchtige Gefühle, daß man mit Begeisterung für etwas Großes

das Leben opfern kann. Sie entflammt den Kämpfer, daß er sich muthvoll dem Tod in die Arme wirft. Und ich denke mir, daß es unter den rauschenden Harmonieen einer bedeutungsvollen Musik, wenn der ganze Blüthenbaum der schönsten Lebenserinnerungen, und der erhabensten Ideen sich über uns entfaltet, leicht und süß sein müßte, dem uns hinzugeben, was wir Sterben nennen.

Die Musik ist, eben so wie die Poesie ein göttlicher Hauch, der die ganze Menschheit mit mildem Zauber anweht; und der rohe Naturmensch hat oft mehr von diesem angebornen Sinn bewahrt, wie der Verbildete aus den höheren Ständen, der durch Ueberreizung alle Sinne abstumpft. Ich sah das an diesem Abend; denn wie wir uns gegen 12 Uhr erhoben, und mit den Lichtern aus dem Garten gingen, um nun Schlafstätten zu suchen, so gut es gehen wollte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß der Hof voll Menschen war. Alle Bewohner des Mühlenthals hatten die Zaubertöne herangelockt. Alt und Jung, Groß und Klein, standen sie da sinnig und horchend beisammen. Die Mythe von Orpheus wurde mir klar.

Nachschrift. Nichts wirkt so mächtig auf die Phantasie, prägt sich so schnell der Erinnerung ein, und verknüpft so fest mit dem gleichzeitig Erlebten, als die Musik. Unverwüstlich lebten stets bedeutungs-

volle Musikstücke in meiner Seele fort, und reproducirten sich unwillkürlich in der Erinnerung; und um so mehr, wenn sie mit anderen Gegenständen der Natur oder Kunst zusammenwirkten. Auch unbedeutendere musikalische Erzeugnisse ergriffen mein Inneres mit unverlöschlicher Kraft, wenn sie mit wichtigen Begebenheiten oder Lebenserfahrungen zusammentrafen.

So stand ich einst als Student erwartungsvoll, um zum erstenmal ein französisches Armeekorps unter dem damaligen Marschall Bernadotte durch die Stadt defiliren zu sehen. Das erste Regiment waren die braunen Husaren, ehemals Chamborand, die mit rauschender Janitscharenmusik einzogen. Der Eindruck war so mächtig, daß ich heute noch die Haltung dieses Regiments lebendig in der Phantasie sehe, und der Marsch der Musik prägte sich mir so tief ein, daß ich ihn noch jetzt ganz genau kenne. — Eben so ging es mir später, wie ich zum erstenmal ein Kosacken-Regiment mit seiner wunderlichen Musik einziehen sah. Auch dessen Märsche kenne ich noch ganz, und kann mir alle die Töne und Modulationen der Instrumente und des Gesanges vollständig vergegenwärtigen.

XII.

Junius.

Nun ist Alles wieder in das ruhige Gleis des alltäglichen Lebens zurückgekehrt. Ich bin wieder allein mit meinen Büchern, mit meinen Gedanken und Phantasieen, und mit der trauten Umgebung meines Mühlenthals. Heute lag ich in der warmen Mittagszeit lange in meinem kleinen, kühl beschatteten Fenster, und sah unter mir, im Nest des emporragenden Hollunderbusches, die kleinen Hänflinge, die mit Freude der sie fütternden Mutter entgegen zwitscherten. Ich betrachtete auch die kleine Wirthschaft des Federviehs im Hofe, die geschäftige Henne mit ihrer fröhlichen Schaar, die rudernde Ente auf dem nahen Teiche, mit den kleinen ihr nachstrebenden, kaum den Eiern entkrochenen Jungen; und die frohen Kinder des Müllers, die am Ufer saßen, und sich aus Weiden Pfeifen schnitzten, wie ich es auch einst als Knabe gethan. Ich betrachtete die ganze heitere Umgebung, und dachte: wie doch die Weisheit des Schöpfers alles auf der Erde zu unserm Nutzen, so wie zu unserer Freude eingerichtet habe. Nicht nur die unzähligen Gaben und Früchte zu unserer Erhaltung und zum Genuß, sondern auch zum Schmuck und Glück unseres Daseins. Wir finden liebe Singvögel dicht neben unserer Hütte, wir finden Andere im tiefsten Walde, und auf der freien Flur und

Haide. Blumen sind überall in reichlichster Fülle, und durch den ganzen Lauf des Jahres vom ersten Frühlingsahnen bis zum späten absterbenden Herbsttage; wenn die Eine verblüht ist und welkt, keimt die Andere, und erschließt ihre duftenden Kelche.

Ich dachte auch der dahin gegangenen heiteren Festtage, der vielen frohen Menschen, die ich gesehen, der Lust und Freude, die überall geherrscht, und der Erheiterung, die ich selbst genossen. Ich fühlte tief die Wahrheit, daß Gott die ganze Erde nicht nur zu unserm Glück so weise eingerichtet, sondern daß er auch in unsere Seele diese Empfänglichkeit gelegt habe; kurz, daß der Mensch zum Glück geschaffen sei. Ist doch selbst den Thieren der Instinkt der Freude, der Behaglichkeit, der Lust des Daseins angeboren. Zwar ist viel Gewinsel über Unglück, über Mangel und Unvollkommenheit des Lebens; aber der Mensch trägt doch meist die Schuld an diesen Uebeln, und schafft sich die Leiden selbst. Die Natur bringt nur Freude und Glück hervor. Liegt doch das Glück ausgebreitet vor uns, wie die Schönheit der schaffenden, blühenden Natur. Warum genießen es so Wenige; was vertrieb sie aus dem Paradiese des Lebens, da alle Bedingungen des Lebensglückes von Gott gegeben sind; woher die Klagen über düsteres Mißgeschick?

Ach, lieber Julius, die Menschen haben selbst das Ebenmaß ihrer Zustände verrückt; und diese ineinander und durcheinander geschobenen Menschenmassen trüben sich einander das schöne Dasein durch Unnatur. — Willst Du die Güte Gottes, und die Bestimmung, die

seine Weisheit den Menschen gab, erkennen, so beobachte die Kindheit. Wer ist glücklicher, als das Kind, wie es rein aus der Vaterhand des Schöpfers in das Leben tritt? O, wie denke ich so oft zurück an diese Fülle von Seligkeit, die ich als Kind genoß; wie bin ich dieser heiteren glücklichen Zustände mir noch so klar bewußt; wie war ich so recht innerlich zufrieden und harmonisch! Und wie steigerte sich die Freude des Daseins durch die kleinste Gabe, die die Natur und das Leben mir brachte. Das Leben der Kindheit belehrt uns über Vieles. Betrachte das frohe Kind, und Du mußt gestehen, daß die Glückseligkeit nicht so sehr von äußeren, glücklichen Zuständen abhängt, als eine natürliche Eigenschaft der Seele und des Gemüthes ist. Nur im Innern der Brust wohnt sie; das Kind des Taglöhners ist so glücklich, wie das des Königs!

O, erhielte sich die Menschheit diese Gesundheit des Körpers und der Sinne; sie würde stets froh und heiter, und, ohne Sorgen um Vergangenheit und Zukunft, in der glücklichen Beschränkung der Jugend, mit dem Dasein der Gegenwart sich harmonisch fühlen. Wie schön sagt Herder: „Deine einzige Kunst „o Mensch, hienieden ist Maaß. Das Himmelskind „Freude, nach dem Du verlangst, ist um Dich, in Dir, „eine Tochter der Nüchternheit und des stillen Genusses, „eine Schwester der Genügsamkeit und der Zufriedenheit mit Deinem Dasein, im Leben und Tode."

Der reine, klare Himmel, der unsere Kindheit umgiebt, trübt sich freilich mit den Jahren, und manche schwere Wolke zieht über unsern Lebenshorizont,

wenn wir in die Wirren der Verhältnisse hinausgeschoben werden. Auch fühlen wir mit der Zeit Täuschungen und Entbehrungen aller Art. Wie glücklich hätten mich doch Kunst und andere hohe geistige Genüsse im Leben machen können; und ich mußte fast immer, zwar unter Menschen, doch einsam für mich leben. So viel Großes und Schönes, wonach das Jugendherz sich sehnte, habe ich entbehren müssen. Dennoch war ich im Innern nicht unglücklich, weil mein Geist sich immer Gegenstände des Genusses, des Trostes und der Erheiterung zu verschaffen wußte; denn die Reize der Natur und der Dichtkunst konnte kein Mißgeschick und keine Einsamkeit mir rauben.

Auch des Unglücks können wir mächtig werden; und edlere Naturen erhebt es, und stärkt ihre Kraft und ihren Muth, während es gemeine Seelen niederschlägt. Bei freiem frohem Muth erträgt man jedes mißgünstige Geschick mit Würde, und kann es siegreich bekämpfen. Auch mein Leben steckte voll Sorgen, Noth und Widerwärtigkeiten; ich kämpfte gegen sie um mein Lebensglück, um Ruhe und Zufriedenheit, und errang mir den Gleichmuth der Seele nur durch unablässiges Wirken und Schaffen, durch geistige Thätigkeit. Der Geist steht über den Sorgen des Lebens, sogar des Körpers kann er mächtig werden, und ich habe oft Krankheitszustände, besonders Nervenleiden und Unterleibsbeschwerden, durch geistige Stärke besiegt, und sie vergessen. Kleine Schicksale und Verdrießlichkeiten verarbeitete ich sogleich, und fand stets ein Auskunfsmittel, das darüber weghob; oft brachte

ich sie in ein Lied, in einen Vers, und brach ihnen damit den Stachel. Geistige Thätigkeit hat mich immer in den Stürmen des Lebens gerettet, hat mir Trost, Aussicht und Freude gewährt, und mir das letzte Rettungsboot nie versagt, die Hoffnung.

Ja, Freund, der Wunsch nach Glückseligkeit wird immer auf den Schwingen der Hoffnung, dieses Himmelsgenius, getragen; sie begleitet uns bis an's Grab, und noch über dasselbe hinaus. Eben deshalb sind wir zum Glück geboren; ihm ist alle Sehnsucht zugewendet, aus ihm keimt jede selige Erinnerung. Eben so ist es eine hohe Begünstigung unserer Natur, daß wir das Trübe des Lebens so leicht vergessen. Wie ein sonniger milder Frühlingstag viele stürmische Regentage gleich vergessen läßt, so verwischt auch ein Sonnenblick des Glückes, ein Moment der Freude, alle trübe und unbehagliche Erinnerungen überwundenen Mißgeschickes.

Wenn ich zurückdenke, und die Bahn meines Lebens durchlaufe, so blitzen mir immer lichte Sterne entgegen. Alles Gute, Heitere und Glückliche tritt mit lebhaften Farben hervor; ich winde mir eine Blumenkette seliger Erinnerungen an das Glück des Daseins. Die duftenden Blumen, die lichten Farben leben auf; aber die Dornen und die düsteren Schatten treten zurück in die Vergessenheit. Ich staune oft, wenn ich meine Tagebücher durchblättere, und mit Schmerz erkenne, daß Glück und Freude nur zerstreute helle Punkte auf trüb düsterem Hintergrunde meines Lebens waren, daß tausendfache Qualen, Sorgen und

Kümmernisse mich verfolgten. Und was mich froh und glücklich machte, waren nicht etwa Hauptereignisse, sondern meist Kleinigkeiten, die die Phantasie erst ausschmückte. Das Glück des Lebens ist meist nur ein schöner Traum und liegt in uns, wird aus unserm Innern herausgeboren. Die bösen Träume fliehen wir, wie Nachtgespenster. Deshalb sagt Steffens in seiner Biographie so richtig: „Es ist mir immer merk„würdig gewesen, wie schnell in unserem physischen „Leben das Andenken an Krankheiten, in unserm Ge„schichtlichen die Erinnerung an unglückliche Zustände „verschwindet. Die Gesundheit, wie das Glück, ge„nießen wir, als wenn sie am reinsten unsere Natur „ausdrückten, als wenn diese Zustände sich eben von „selbst verständen."

Die meisten Menschen, lieber Julius, haben höchst unrichtige Vorstellungen vom Glück, und verworrene Begriffe von einer ewigen Seligkeit, die sie erwarten. Der Grund dauernder Glückseligkeit auf Erden ist nur geistiges Leben, Schaffen, Wirken und Bilden, und die ewige Seligkeit kann diese nur fortsetzen und erhöhen. Unsere Seligkeit beginnt also schon auf der Erde, und wenn man sprüchwörtlich sagt: dem Glücklichen schlägt keine Stunde; so ist dies ein Vorgefühl unserer Ewigkeit. — Die meisten Menschen suchen ihr Glück im Aeußern, das doch nie genügt, sondern nur die Begierden steigert, ohne sie je zu befriedigen. Die höchsten Gaben, die sich des Menschen Herz wünschen kann, sie machen uns nicht glücklicher, wenn wir sie erlangen; denn sie haben auch wieder ihre Schattenseiten, und

ein niederschlagendes Geschick folgt oft dem heißersehnten Glück auf dem Fuße nach. Dann fragt man mißmuthig, wie Werther: „Mußte denn das so sein, daß „das, was des Menschen Glückseligkeit macht, auch „wieder die Quelle seines Elends werde?“ D'rum gab uns die Natur in einer gewissen Beschränkung das ruhige Gefühl der Zufriedenheit, und einen glücklichen Gleichmuth. Thümmel hat Recht, wenn er sagt: „Wollen wir unserm Stolz und unsern leidigen „Vorurtheilen nicht das Wort reden, so müssen wir „Alle über die Zusammensetzung menschlicher Glück„seligkeit darin übereinkommen, daß sie in nichts An„derem bestehe, als in einer einfachen Lebensart, einem „mäßigen Auskommen, einer leidlichen Gesundheit und „in den Freuden und Folgen einer keuschen Liebe.“

Auch die einfachsten beschränktesten Verhältnisse des Lebens reichen hin, das Gefühl des Glücks in uns zu nähren und zu erhalten, doch nur deshalb, weil die Aussicht auf Ewigkeit und ein seliges Jenseit zugleich in unserm Gefühl und Bewußtsein ruht. Wir erkennen die Unvollkommenheiten unseres irdischen Daseins; wir wissen, daß hier weder unsere Wünsche, noch unsere Sehnsuchten, unsere Hoffnung erfüllt werden; und wir sind doch glücklich, denn wir tragen die Ewigkeit im Herzen.

Wie ich diesen Brief geschrieben hatte, ging ich noch in der Frische des Abends das kühle, schattige, enge Thal entlang, und die Gedanken über Glück und

Bestimmung des Menschen beschäftigten mich noch; da hörte ich aus der Einsamkeit des Waldes ein laut schallendes Lied, von reiner, kindlicher Mädchenstimme gesungen, und ich blieb stehen und horchte. Eine wohlorganisirte menschliche Stimme, im Gesang ertönend, hat etwas ungemein süßes und reizendes; sie kann das Herz mit Freude und sehnsüchtigem Gefühl erfüllen. Ach, wie klingen sie noch nach in meiner Brust, die süßen Lieder aus der Jugendzeit!

Bald trat die Sängerin aus dem kühlen Waldesdunkel hervor; und es war die kleine fröhliche Hedwig, die ein Körbchen voll süßer Himbeeren gepflückt hatte, und mich freudig einlud, sie zu kosten.

Du hast ja so hübsch gesungen, Hedwig, sprach ich, Du bist so fröhlich; gewiß geht es Dir immer gut, und Du bist recht glücklich.

O, gar zu glücklich, erwiederte sie; es fehlt mir auch nichts, und ich bin immer voll Freude.

Aber, frug ich, denkst Du nicht zuweilen, daß Dir auch ein Unglück begegnen könne? Bist Du nicht zuweilen trüb, wenn Du weiter denkst, an die Zukunft und an Alles, was dem Menschen im Leben bevorsteht?

Sie lachte laut auf und erwiederte: das fehlte noch, daß ich mir durch böse Gedanken die Freude stören sollte. Wenn wir nichts Böses thun, können wir immer froh und glücklich sein, und Gott im Himmel wacht für uns. Ich meine gar nicht, daß ich je anders als fröhlich und glücklich sein könnte.

O, Julius, welch bedeutungsvolles Wort des lie-

ben Naturkindes. Ja, mit solchem Gefühl und Bewußtsein der Freude und des Glückes, mit solchem kindlichen Vertrauen, gehen wir aus der Hand unseres liebevollen Schöpfers hervor, und treten in den schönen Garten dieser Erde, den er uns bereitet hat. O, daß wir immer etwas Kindlichkeit im Herzen bewahren möchten!

XIII.

Junius.

Du lächelst, Freund, daß ich von Glück und Freude, als Bestimmung unsers Lebens, Dir so heitere Worte geschrieben habe; und doch sahst Du oft eine Thräne des Schmerzes und der Wehmuth in meinem Auge, und weißt, welche schwere Schläge des Schicksals mich trafen. Ach ja, es giebt auch eine Kehrseite; Glück und Freude sind eine Mitgabe für unser irdisches Leben, aber auch Unglück und Schmerz, das heitere Lächeln und die Thräne. Wir messen unsere Sehnsucht, die tiefen Empfindungen unserer Brust mit den Unvollkommenheiten, die uns dies schnell dahin rauschende Leben von Anfang bis zu Ende bietet; wir gedenken so großer Verluste, die wir erlitten, der vergeblichen Wünsche, vereitelten Hoffnungen und dahin gesunkenen Lebenspläne; und es faßt uns mitten

in der Herrlichkeit der Natur, in dem Glück des Daseins, ein Schmerz, für den wir das bedeutungsvolle Wort Wehmuth haben. Ja, Wehmuth ist ein Zug des Herzens, der uns oft mit Trübsinn, oft mit einer gewissen Süßigkeit faßt, ein weches Gefühl, gepaart mit Muth und Hoffnung. — Schon als Knabe fühlte ich oft eine solche Wehmuth. Ich weiß noch, wie mich der Schluß eines Trauerspiels tief ergriff, und doch zog es mich oft nach meinem Bücherschränkchen, um den Schluß noch einmal zu lesen, und warme Thränen zu vergießen. Auch das Tragische im eignen Leben lernte ich früh kennen.

Gestern war ein Tag, der mir viel Anlaß gab, über wehmüthige Gefühle nachzudenken, alte Sehnsucht und alten Schmerz im Busen aufzuregen. Ich ging einen schönen einsamen Weg durch den hohen Buchenwald, der über mir die mächtigen Kuppeln wölbte. Es wurde immer stiller, nur einsame Töne schüchterner Waldbewohner hallten hie und da aus dem Dickicht, und das ferne friedliche Geplauder einer Drossel ließ sich hören. Ich hatte im Plutarch gelesen, und mich begleitete der Gedanke an die großen Männer des Alterthums; ich vergegenwärtigte mir die Herrlichkeit entschwundener Zeiten, z. B. der des Perikles, und ein Gefühl der Wehmuth ergriff mich. Der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen auf Erden führte mich zu den Erinnerungen meines eignen Lebens. Ich dachte all' der lieben und trefflichen Menschen, die einst die Lebenstage mir verschönten, ich dachte all' jener Sehnsuchten und Hoffnungen, jener

enthusiastischen Bestrebungen, und der hochfliegenden Pläne, die zertrümmert hinter mir liegen, und keine Begeisterung mehr in meinem Busen wecken.

Ach, das Wort Scheiden ist ein so düsteres Wort, und doch ist ein stetes Scheiden die Bestimmung unserer Lebensbahn. Wie denke ich noch der ergreifenden Augenblicke, wo ich von den theuern Lehrern, von den lieben Mitschülern einst Abschied nahm, dann das väterliche Haus mit heißen Thränen verließ, bald auch von geliebten Freunden der Akademie, endlich von der süßen Heimath schied. Wie denke ich mit Schmerz daran, daß ich von Großeltern und Eltern, von Geschwistern und Verwandten, auch von so vielen lieben, theuern Freunden allmählig scheiden mußte. Wie oft wünschten wir uns beim Abschied ein baldiges freudiges Wiedersehen, und nie sahen wir uns wieder. Es liegt aber ein tiefes Verlangen in uns, das Verlorne wieder zu finden; wir wollen eine Zukunft, eine bessere. Der Vorhang ist geschlossen, aber Muth tragen wir im Herzen, dabei auch ein wehes, schmerzliches Gefühl; das ist Wehmuth!

In solche Gedanken vertieft durchschritt ich die einsamen Waldwege, und merkte nicht, daß ich den richtigen Weg, der mich nach einem entfernten Thal und heiteren Landhaus führen sollte, verfehlt hatte. Ich befand mich plötzlich in der Nähe jener stillen, mitten im Wald gelegenen kleinen Försterwohnung, wo der alte Kreisförster Wilmar mit seinem Sohn und seiner Tochter lebte; denn plötzlich drangen Waldhorntöne in mein Ohr, und ich wußte, daß Vater und

Sohn kunstgeübte Männer auf diesem Instrument waren, daß sie mit Musik sich gern die Stille und Einsamkeit ihres Waldaufenthalts erheiterten.

Wie die Musik uns auf den Schwingen der Töne erheben, wie sie uns zur Lust, zur Freude hinreißen kann, so hat sie auch, je nachdem wir gestimmt sind, die Gewalt, die tiefsten Saiten der Wehmuth in uns anzuregen, und ganz besonders ergreifen mich die sanften Töne des Waldhorns in einsamer Stille seit frühester Jugend auf's tiefste und wunderbarste. Auch heute hatte es diese Wirkung. Ich setzte mich unter einen Baum, und horchte den süßen Harmonieen, die so zauberhaft durch die Hallen des Waldes klangen. O, wie tief ergriffen sie mich; welche Gefühle, welche Erinnerungen riefen sie aus meinem Innern empor; wie wechselten Rührung und Freude, Sehnsucht und Schmerz in meinem Busen!

Mein Julius, wenn die Bilder des Lebens, die freudigen, rührenden und schmerzlichen Erinnerungen im bunten Wechsel aus dem Dunkel der Seele heraufdämmern, und vor uns vorüberziehen, so sind es nicht eigentlich die Sorgen, Unglücksfälle und quälenden Ereignisse des Lebens, welche uns bekümmern und wehmüthig stimmen. Die menschliche Natur ist unverwüstlich im Ertragen des Unglücks; in den drückendsten Verhältnissen hält sie an der Möglichkeit fest, daß Alles sich bald wieder besser gestalte; die Leiden und widrigen Geschicke sind nur Wolkenzüge, hinter denen die ewigen Sterne leuchten, und bald wieder hervortreten. Die Sorgen werfen uns auf Augenblicke nie-

der, aber wir bekämpfen sie, wir werden ihrer Meister, denn Gott und die Genien der Freundschaft, der Liebe, richten uns wieder auf, die Wissenschaft gewährt uns Trost. Die Poesie leiht dem glanzlos gewordenen Leben ihre Farben, und in der Hoffnung der Zukunft erlöschen so leicht alle Qualen vergangener, trüber Zustände. Auch im größten Schmerz fühlen wir eine Erhebung, eine Kraft, einen Trost in den Tiefen der Brust, ohne welche der Schmerz des größten Verlustes uns erdrücken und vernichten würde.

Aber die schmerzliche Wehmuth, die uns durch's Leben begleitet, liegt in der unbefriedigten Sehnsucht unsers Geistes, wurzelt in geistigen Verbindungen, in dem innigen Verhältniß zu trefflichen Geistern. Wir schließen den heiligen Bund der Freundschaft, der Liebe, in dem Gefühl der Unzertrennlichkeit, der Ewigkeit; und doch werden die schönsten Bande zerrissen. Wir denken des Glücks geliebter Umgebungen, wir denken der uns befreundeten Natur, und der süßen Gewohnheiten des Lebens. Und Alles ist vergänglich; unser Paradies schwindet; wir stehen einsam, und betrachten mit Schmerz und Sehnsucht die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, im raschen Fluge der dahin eilenden Lebenstage. Was bedeutet nun dies wehmüthige Gefühl, das uns bei der Erinnerung an unsere Vergangenheit, an jede schöne und bedeutende Vergangenheit umfängt? Ach, es ist ein tief eingeborner Schmerz, eine im Geist wohnende bittersüße Sehnsucht. Diese wehmüthige Erinnerung an verlorne schöne Zeit deutet auf eine Zukunft, enthält den Trost eines Schö-

neren und Ewigen, das nothwendig eine Wahrheit sein muß! Wenn der Mensch so organisirt ist, daß er den unermeßlichen Schmerz beim Scheiden von Geliebten nicht zu ertragen vermöchte, ohne das Bewußtsein einer Fortdauer, so muß diese eine Bedingung, ein Pfand seiner geistigen Existenz sein. — Oder sollte diese Innigkeit, diese Sehnsucht, dieses Gefühl von Ewigkeit, das uns an die Natur, an Freundschaft und Liebe, an alles geistige Dasein hinzieht, mit dem Todeshauch ein Ende haben? Nimmermehr, es kann nicht sein!

Aus solchen Betrachtungen weckte mich ein heiteres Jagdlied, dessen beflügelte Töne ermuthigend und belebend in meine Seele drangen. Und wie es verhallt war, sprang ich auf und eilte die kleine Höhe hinab, zur ländlichen Wohnung des alten Försters, dem ich mit herzlichem Gruß die Hand reichte, ihm dankend für die Freude, die er und sein Sohn mir durch die schöne Hörnermusik gemacht hatten.

Für den ländlichen Mann ist es in seiner Einsamkeit und Stille immer ein Fest, wenn unerwartet ihn ein Freund begrüßt, und so hieß mich auch der Förster auf's freundlichste willkommen, und nöthigte mich, in die schattige Laube mich zu ihm zu setzen. Der rüstige Sohn und die freundliche Tochter begrüßten mich auch, und die Winke des Alten bewirkten, daß bald ländliche Kost und ein Krug kühlenden Landweins auf dem Tische stand.

Ich deutete dem gastfreien Manne an, welche Betrachtungen und Gefühle seine Musik in mir geweckt hätte, und was ich Schmerzliches und Tröstliches bei

dem Rückblick auf das Leben empfunden habe. Er lächelte und sprach: Ueber solche Dinge muß man nicht viel nachdenken, und sich damit nicht das kurze Leben verkümmern. Man muß fest am Augenblick der Gegenwart halten, und die Vergangenheit als einen untergegangenen, die Zukunft als einen aufgehenden Stern der Hoffnung betrachten.

Jawohl, erwiederte ich, das ganze Leben ist gehalten und getragen von der Hoffnung. Sie ist der einzige Trost, die einzige Beschützerin unseres Daseins. O was habe ich nicht alles gehofft, seit ich als Kind mit hochklopfendem Herzen vor dem bunten Vorhang des Theaters saß. Und sitze ich nicht noch so vor dem Vorhang der Zukunft, und vor jenem blauen Vorhang, der mir den Himmel verschließt?

Freilich, entgegnete der Förster, ist die Hoffnung unser bestes Himmelsbrod; aber wir müssen darüber das tägliche Brod heitern, zufriednen Handelns und Wirkens nicht aus den Augen setzen, und über dem Hoffen nicht das vernachlässigen, was uns Gott hier bereits zum Genuß gegeben hat.

Ich sprach von seiner Einsamkeit, von dem Einförmigen, dem wiederkehrenden Einerlei und Alltäglichen seines Lebens; und er erwiederte mir: Ist es denn irgendwo anders im Leben? Das Ausgezeichnete, das Außerordentliche ist ja so selten. Jedes Leben hat etwas Einförmiges, in der einsamen Hütte, wie in dem Palast. Wohl dem, dessen Sinn nicht so unruhig oder verwöhnt ist, daß ihm dies still Wiederkehrende zur Qual der Langeweile wird, dem vielmehr das Kleine

und Alltägliche seines einfachen Wirkens so viel Reiz und Glück gewährt, als das Seltene und Außerordentliche, in sinnlichen wie geistigen Lebensgenüssen.

Er hatte Recht, und mir fiel eine gleichmäßige Aeußerung Göthe's ein: „Alles Behagen am Leben „ist auf eine regelmäßige Wiederkehr aller äußeren „Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, „der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte, und was „uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit „wir es genießen können und sollen, diese sind die „eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je „offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher „fühlen wir uns. Wälzt sich aber die Verschiedenheit „dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne „daß wir daran Theil nehmen; sind wir gegen so holde „Anerbietungen unempfänglich, dann tritt das größte „Uebel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das „Leben als eine ekelhafte Last." — Ja wohl, erschoß sich doch jener Engländer, weil er die tägliche Langeweile des An- und Auskleidens nicht mehr ertragen mochte.

Ich sprach zum Förster nach einer kleinen Pause: Wir müssen freilich uns zur Beschränkung herablassen; wir müssen uns an ein kleines Plätzchen der Erde gewöhnen, da denken, fühlen, schaffen, und uns häuslich und bequem einrichten, um es als unsere Heimath mehr zu lieben, als die Welt. Ich habe es auch so gemacht, und an liebe, traute Plätze mich allmählig hingezogen, und da glücklich gefühlt. Welchen Reiz hat nicht das Patriarchalische, das Idyllische? Es

wohnt in uns eine Neigung, die uns zur Einsamkeit und Einfachheit hinzieht; und nur in einer gewissen Beschränkung können wir uns recht behaglich und zufrieden fühlen. Ohne Entsagung giebt es kein Lebensglück; aber eben die Vergänglichkeit und die Entsagung weckt auch Wehmuth in uns. Reichten jedoch die Wurzeln nicht in die Ewigkeit, so würde Verzweiflung an die Stelle schmerzlich süßer und wehmüthiger Gefühle treten.

Der Förster, der eben nicht zum Sentimentalen hinneigt, erwiederte mit heiterer Ruhe: Wir müssen einen Theil der weiten, schönen Welt gesehen haben, um uns dann in der Beschränktheit des kleinsten Besitzthums glücklich zu fühlen, und dem Himmel dafür zu danken. In der Jugend streben wir gern hinaus, und vertrauen, das Herz voll Hoffnungen, unser Schiff den Wellen an, lassen uns vom Schicksal hinreißen, und bieten mit Lust den Gefahren Trotz, bis wir endlich die Eitelkeit aller irdischen Dinge erkennen. Ich hatte als junger Sprudelkopf ein ruhiges, behagliches Leben, mußte es aber von mir werfen und Gefahren suchen. Es war zur Zeit, als Napoleon die ganze Welt bezwingen wollte, und die Engländer ihm noch in Spanien die Spitze boten. Ich war mit meinem Herrn im nördlichen Deutschland; ich lernte junge Leute kennen, die mit freudigem Enthusiasmus dem Kriegsruf folgten, und auch ich ließ mich für die englisch-deutsche Legion anwerben. Ganz Spanien bin ich durchzogen, habe bei Talavera gefochten, in Sicilien unter den Orangenbäumen gelegen, bin dann wieder

in Spanien dem Siegerzuge bis Vittoria gefolgt, und, bei großen Mühen und Anstrengungen, habe ich auch das Leben in vollen Zügen genossen. Nun lebe ich hier, wie Einer, der den Stürmen glücklich entronnen, im Hafen die Früchte seiner Fahrten genießt, und Größeres kann auch der Welteroberer nicht gewinnen, als Friede und Ruhe am Abend seines Lebens. Diese Hütte ist meine Heimath, dieses Waldrevier meine Welt, und ich sehne mich nach nichts Größerem weiter. Er schilderte mir seine Zustände, und ich fühlte mich behaglich bei der Erzählung des zufriedenen, glücklichen Veteranen. Mir fiel aus fernen Jugendtagen ein Ausspruch Schlegels ein, der sich meinem Gemüth eingeprägt hatte: „Es ist nichts Großes das Feld „zu bauen, und in glücklicher Beschränktheit einen Tag „wie den andern zu leben, nichts Wunderbares zu „ahnen, und am Ende zu scheiden wie Tausende vor „und nach. Aber groß ist es, wenn Einer das Drängen „des Herzens nach allem Großen und Erhabenen em„pfunden hat, dem Glück, das sein Herz nicht nennen „kann, rastlos nachgejagt ist, und dann einsieht, er „kann nur in einem Kreise umherirren, freiwillig „stehen bleibt, und mit Lächeln bemerkt, daß der größte „Held doch im Grunde nichts Wichtigeres thut, als „wenn er sein Feld baut, und in seinem Garten Blu„men pflanzt und Unkraut hinauswirft."

Was mich betrifft, ich konnte weder die Welt durchsegeln, noch Heldenthaten suchen; aber auch ich habe gekämpft, gestrebt, gerungen, und das Leben eingesetzt, um das Leben zu gewinnen, und habe nicht

minder die Wahrheit jener Betrachtungen bestätigt gefunden.

Wir saßen noch lange zusammen in der duftigen Laube, und sprachen von unsern Lebenserfahrungen und gewonnenen Ansichten. Aber die sinkende Sonne mahnte mich zur Heimkehr, und wir schieden auf's herzlichste. Der rüstige Sohn brachte mich auf Fußwegen wieder nach der Richtung meiner Mühle.

Nach jener trauten Unterredung ist mir nun die Einsamkeit noch theurer geworden, und ich kann mir erklären, daß wir, trotz allem Streben nach Geselligkeit und nach dem Getreibe der Welt, uns doch darin behaglicher fühlen. Das Leben da draußen wirft uns, wie das bewegte Meer, in tausend Zwistigkeiten und Strudel, in Leidenschaften und Verwirrungen. Nur in der Einsamkeit können wir wieder rein geistig leben. Welt und Himmel gehören unser; wir fühlen uns der Natur verwandt, und ahnen die Nähe der Geisterwelt in der tiefen Sehnsucht des Herzens. Auch in der Resignation, in der Zurückgezogenheit, in der Stille einfacher Beschränkung, lebt das geistige Bedürfniß fort, und unser Glück, unsere Ruhe, wird durch Sehnsucht und Hoffnung begründet, weil wir einsehen, daß das irdische Dasein unsern Kräften und Anlagen nicht genügt, unsere Wünsche nicht erfüllen kann, also nothwendig nur ein Uebergang sein muß.

Glaube, Liebe, Hoffnung sind Himmelsstimmen die dem Menschen aus seinem Innern die göttliche und ewige Bestimmung zurufen. Schönheit, Tugend und Alles Erdenglück sind Pfänder des Ewigen, weil, sie in unserer Vorstellung keine Bedeutung, keinen Werth, keinen Reiz für uns haben würden, wenn ihre Erscheinung nur auf dies enge, veränderliche und vergängliche Erdenleben beschränkt wäre. Wir müßten ja dann uns um so elender fühlen, je höher unsere geistige Vollkommenheit, die doch unsere Bestimmung ist, stiege.

Diese Betrachtung des Vergänglichen, mit der Ueberzeugung von einem uns erwartenden Ewigen und Vollkommeneren, diese Ahnung einer uns verborgenen Zukunft und Bestimmung ist es, die so oft wehmüthig sehnsüchtige Gefühle in unserm Busen weckt.

XIV.

Junius.

Glück und Freude, Leiden und Schmerzen, Sehnen und Hoffen, wechseln im Leben; aber über allem Wechsel, über allem bunten Gewirre der Erscheinungen und Begebenheiten unseres irdischen Daseins steht hoch und fest die Erhabenheit und Kraft des Geistes, die Stärke des Charakters, das Gefühl des Göttlichen und Ewigen in unserer Brust. Mich traf so oft schweres Unglück;

ich machte die bittersten Erfahrungen, eine Welt voll Hoffnungen liegt zertrümmert hinter mir. Aber doch bin ich noch ich, fühle im schuldlosen Herzen Muth, Streben, Sehnsucht, Lust zu schaffen und zu handeln; Gott über, mit und in mir, und Freunde und Geliebte um mich, die auf dem Schlachtfeld des Lebens, wo ich so Vieles schon verlor, mich liebend und menschenfreundlich umarmen.

Oft kann es uns kleinmüthig stimmen, wenn wir die Menge unbedeutender, schwacher, fühlloser Menschen betrachten, denen kein hoher Gedanke die Seele bewegt; aber an erhabenen, vorleuchtenden Geistern richten wir uns wieder auf, und fühlen es, daß in jeder Menschenbrust, wenn auch verwahrlost, der göttliche Funke schlummert. Was Ein Mensch war und ist, dessen muß doch die ganze Menschheit fähig sein; ein Fortschreiten muß Bestimmung der Menschheit sein, und welche Aussicht dann für Entwicklung und Vervollkommnung! Ja, ein ewiges Fortschreiten und Weiterbilden zu einer Vollendung, die wir nur ahnen können, muß Bestimmung der Geister, wie des Weltalls sein.

In unserer Brust liegt dieses Ahnen, diese Geisternähe. Wir fühlen, wie große erhebende Momente, Thaten und Gesinnungen auf ein Höheres, Dauerndes und Ewiges hindeuten. Menschengröße ist für uns ein Pfand der Göttlichkeit und Unvergänglichkeit. Große Männer und ihr Wirken, ihre hohen Gedanken und Ideen sind unsere Stützen in der Stunde des Bangens und Zweifelns.

Von frühster Jugend an hat alles Große, Erhebende und Edle auf's tiefste meine Seele ergriffen, mir Thränen des Mitgefühls ausgepreßt, süße bedeutungsvolle Thränen, die noch heute mit Blitzesschnelle hervordringen können, wenn eine schöne That, eine erhabene Gesinnung mein Inneres bewegt und erhebt. Große lebenvolle Persönlichkeiten haben auf jedes gefühlvolle Herz eine mächtige Gewalt; und indem man von Mitempfindung und Ehrfurcht ergriffen wird, fühlt man zugleich den Trost und die Genugthuung, daß man auch etwas ist und bedeutet, daß man einen geistigen Fond im Busen trägt. Der lebendige Sinn für das Große ist uns ein Pfand, daß wir selbst zu etwas Großen geschaffen und bestimmt sind. Ja, man fühlt und ahnet, was die Menschheit und ihre Bestimmung ist; man erkennt und würdigt sie in der einzelnen großen Erscheinung des Individuums.

Mehr wie geräuschvolle Thaten ergreifen uns große Gedanken und erhabene Gesinnungen, als Andeutungen des Uebersinnlichen und Göttlichen im Menschengeist. Herder ließ sich auf seinem Sterbebette, wie alle physische Kräfte der Auflösung nahe waren, noch von seinem Sohn vorlesen, und zwar das Erhabenste und Glühendste. Er sprach zu ihm: Gieb mir noch irgend einen recht hohen Gedanken, daß ich davon leben kann. Der herrliche Mensch fühlte sterbend die Macht, Größe und Herrlichkeit des Gedankens, des Geistigen in uns. Und wenn vor meiner Phantasie die großen, herrlichen Gestalten der Geschichte vorüber ziehen, wenn sie mit Liebe, Bewunderung und

Ehrfurcht das Herz mir füllen; dann frage ich: Hätten sie groß sein können ohne Unsterblichkeit?

Darum haben auch alle große Männer den Tod verachtet, ja es ist eine angeborne Eigenschaft der Menschen, daß sie ihn nicht fürchten. Diesen Muth und diese Todesverachtung haben die Völker aller Zeiten und Bekenner aller Religionen bewiesen. Oft fühlten sich edle Gemüther hingezogen, für etwas Großes und Heiliges das Leben zu opfern. Shakspeare sagt: „Verflucht ist die Furcht vor allen schnöden Trieben.“ Und Körner, der für des Vaterlandes Rettung fiel, sang:

„Muth, Muth! was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben.“

Auch ich erinnere mich aus bewegten Jünglingstagen, wie oft ich bereit war, für einen Freund das Leben zu wagen; ich erinnere mich, wie ich einst, von Liebe für das Vaterland, und vom Zorn gegen seine Unterdrücker so tief erglühte, daß mein Herz dem Entscheidungskampf freudig entgegenschlug, und ich mit dem Römer die Wahrheit der Worte fühlte: dulce est, pro patria mori! Wären solche erhebende Gesinnungen möglich, ohne das innere Bewußtsein, das wir über dieses kurze Dasein hinausreichen? Nein, solches Muthes und solcher die Furcht verachtenden Aufopferung kann nur ein unsterblicher Geist fähig sein!

Also nicht bloß Beschränkung, Geduld, Resignation ist unser Loos; auch ein höheres Streben wohnt in unserer Brust, Durst nach Thaten, großen Handlungen, schöpferischem Wirken. Aber diese Erde reicht

nie hin für unsere Wünsche, sie erfüllt nicht die Sehnsucht unseres Geistes, und wir sind des irdischen Daseins müde nach vollbrachter Laufbahn. Hier ist also nicht unser Ziel, und kann es nicht sein! Die tiefe Sehnsucht des Herzens nach einem dauernden Glück, nach höherer Vervollkommnung, die halb süße, halb schmerzliche Erinnerung, an die Vergangenheit sind heilige Pfänder für unsere Fortdauer.

Während ich unter dem kühlen Schatten meines Birnbaumes Dir schreibe, begleitet ein hehres Donnergemurmel meine ernsten Gedanken, und das näher rückende Tosen des Wetters, das sich laut hallend heranzieht und in den Bergen ringsumher bricht, erinnert mich an die ersten Empfindungen, die einst diese erhabene Naturerscheinung in der Seele des Knaben weckte. Ein Gewitter hatte für mich etwas so Erhabenes, wunderbar Geheimnißvolles, daß ich noch jetzt von einem heiligen Schauer ergriffen werde, wenn ich die mächtige Stimme des Donners höre. So manches erhabene Gewitter habe ich in freier Natur erlebt, im Walde einst, wo der Blitz vor mir eine Eiche spaltete, auf hohen Bergen, wo ich die Wetterwolken unter mir ihre Blitze entsenden sah. Furcht habe ich nie gehegt, aber erhabenen Schauer, als ob ich die Nähe einer verborgenen Geisterwelt hinter so gewaltigen Naturkräfte ahnete.

Die Regenströme haben mich in mein Stübchen gejagt, und ich denke jener Behaglichkeit, womit wir Kinder einst, unter dem sichern Dach der väterlichen Wohnung, auf die Stürme lauschten, die draußen tobten; wie wir uns freuten, wieder in die erquickte, frisch auflebende Natur zu treten, den Duft der Bäume und Blüthen zu athmen, und einen Regenbogen am ruhigen Himmel zu erblicken.

Die Nacht ist eingebrochen; fern verhallen die letzten Donnerschläge, und der Horizont steht abwechselnd im magischen Licht des elektrischen Feuers, das sich fortwährend entladet. Im Thal braust's, aus allen Schluchten stürzen Wasserströme, ein dumpfes Tosen umgiebt mich, nachdem in der Luft die Stürme schweigen.

Da fällt mir ein, wie ich einst, hart am Weserstrom wohnend, eine solche Wetternacht erlebte. Ein fürchterliches Rauschen ließ mich nicht schlafen; die Fluthen des sonst so ruhigen Stromes spülten schon an dem Fuß meines Hauses. Wie der Tag anbrach, erblickte ich aus meinem Fenster die durch unermeßliche Gewittergüsse und Wolkenbrüche entstandene Ueberschwemmung. Der Strom verlor sich in einem weiten Meer, das das Thal von einem Gebirg bis zum andern füllte; die Stadt war bis an ihre Mauern von den Fluthen umgürtet. Am Ufer unter meinem Fenster, auf der Ruine eines alten zerstörten Brückenbogens, wo sich die Fähre befand, stand der Wagenmeister, der von der nahen Post kam, und mir zurief: der Postillon sei ausgeblieben, und er fürchte, daß derselbe verunglückt

sei; man habe von fern über die Fluthen her ein Posthorn gehört, das Nothzeichen gegeben habe. Ich eilte hinab, und weckte sogleich meinen Nachbar, einen rüstigen Schiffer; und wie ich mit ihm aus dem Hause trat, rief uns der Wagenmeister zu, er sähe da etwas herunter schwimmen. Der Schiffer löste ein Boot, fuhr an der Leine in die Strömung, und er erhaschte glücklich ein herabschwimmendes Packet. Wir öffneten es, und es fanden sich seine Kleider und Leibwäsche darin.

„Jetzt ist's hohe Zeit, einem Reisenden zu Hülfe zu kommen, wenn es noch möglich ist!" rief ich, und ließ alle meine Nachbarn, die mit der Schifffahrt wohl umzugehen wußten, wecken und herbeirufen. Alle waren bereit, ein Schiff bemannt, ich stieg mit ein, und wir ruderten aufwärts, am Gebirg hin, hoch über die vom Wasser bedeckten Saatfelder, spähend und horchend, in welcher Gegend die Gefährdeten sich befinden möchten, denn schwere Morgennebel bedeckten das ganze weite Thal.

Plötzlich kam der Postillon mit einem Pferde auf uns zugeschwommen, und erzählte, von Wasser triefend, und der Todesangst entronnen, daß er am gestrigen Abend, gleichzeitig mit dem Brief-Felleisen einen Reisenden in einem leichten Korbwagen transportirt habe. Er habe das Wasser nicht für so tief gehalten, und vom nächsten Dorfe aus die Straße verfolgt. Die wachsende Fluth habe aber bald den leichten Wagen gehoben und umgeworfen; er und der Reisende

hätten sich denn auf eine kleine Erhöhung geflüchtet und an einigen jungen Bäumen Schutz gesucht. Beim fortdauernden Steigen des Wassers habe er es endlich gewagt, mit einem der Pferde durchzuschwimmen, und auch für den Reisenden Hülfe zu holen. Er zeigte uns die Gegend, wo derselbe zurückgeblieben, und wir hörten auch unartikulirte Töne des Posthorns, als Nothsignale.

Sogleich wurde die Fahrt nach jener Gegend gerichtet; doch plötzlich tauchte aus dem dicken Nebel vor unsern Blicken ein leichter Nachen auf, der im raschen Flug stromabwärts vor uns vorüber nach der Stadt sauste. Der Fremde saß d'rin, und ein Schiffer mit seinem rüstigen Weibe grüßten uns fröhlich von Weitem und regierten ihr Schiff so leicht, als ob es ein Spielzeug sei. Sie waren aus einem Dorfe vom jenseitigen Ufer mit dem leichtesten Seelenverkäufer keck durch den reißenden Strom auf den Hülferuf zugerudert. Noch jetzt hebt sich mein Herz vor Freude, wenn ich jener Menschen Muth und Geschick bedenke.

Wir vollendeten nun mit unserem stärkeren Schiff und größerer Mannschaft das Werk, fanden das Brieffelleisen, das in einem Dornbusch hängen geblieben war, und brachten auch Pferde und Wagen glücklich zur Stadt, wo auf einem Wall am Thor die harrende Volksmenge uns freudig begrüßte.

So muthig ist der Mensch in Gefahren, so rüstig und thätig, mit eigner Aufopferung Hülfe zu leisten, so hochgemuthet, wenn es Handeln gilt! O, Julius, das ist das Gefühl, das Bewußtsein, das Gott in

uns legte. Dies Leben ist nur eine Brücke zu einem Höheren, das wir mit Muth und Aufopferung verdienen sollen. Nur der unsterbliche Mensch kennt keine Todesfurcht in Gefahren.

XV.

Junius.

Mein Julius, fragt Dich Jemand um die Beweise für Unsterblichkeit, so antworte ihm, wie Göthe:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.“

Ein großes, schönes Wort unsers geistreichsten Zeitgenossen! Fürwahr, wir können sie nicht entbehren! Wir glauben es Deinem Genius. Denn Du sagst: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben; „er hat ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er „darf daher auf religiöse Zusagen bauen.“ Und was der Tüchtigste der Menschen gesagt, gefühlt hat, muß Wahrheit sein. Er war überzeugt, daß so viele geistige Anlagen in uns sind, die sich im Leben nicht entwickeln können, und die auf eine bessere Zukunft, auf ein vollkommneres harmonisches Dasein deuten.

Freilich, der Mensch erreicht hier nie sein Ziel, erschöpft hier nie den Umfang seiner Kräfte und Bestrebungen, die seine irdische Laufbahn überschreiten, sei es ein Alexander oder Napoleon, sei es ein Plato oder Göthe. Und tragen wir nicht das angeborne Gefühl einer Ewigkeit schon in uns? Wie wäre es möglich, daß wir auch an der Neige des Lebens noch schaffen, wirken, lernen und für das Ewige leben könnten? Wir wissen, wir leben nur noch wenige Jahre, und doch ist der Geist voll Bestrebungen, voll Thätigkeit und Pläne. Er fühlt Wißbegierde, Interesse für alles Gute und Große. Ist das nicht zugleich Gefühl der Ewigkeit? Sollte Gott den Geist mit so großen Anlagen ausgeschmückt, das Herz mit solchen Wünschen angefüllt haben, wenn er ihn nicht für ein künftiges Leben geschaffen hätte!

Wer, der nach Bildung, Einsicht und Kenntnissen strebt, hat je gezweifelt an Unsterblichkeit; wer hat das überzeugende Gefühl und Bewußtsein nicht tief in sich getragen? „Tröstlicher Gedanke der Unsterblichkeit „— ruft Thomas Abt — wer könnte dich missen!“ Und Mendelssohn sagt: „Ist unsere Seele sterblich, „so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter ge„schickt hat, uns Elende zu hintergehen. Unsere Seele „gehört als ein vernünftiges und nach Vollkommenheit „strebendes Wesen, zu dem Geschlecht der Geister, die „den Endzweck der Schöpfung enthalten, und niemals „aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen „Werke zu sein.“

Bedeutend ist auch das Wort des edlen Johann von Müller: „Es ist etwas in mir, höher denn

„alle Beweise, ein Gefühl unsterblicher Kraft.“
Schiller singt in diesem tiefen Unsterlichkeits-Gefühl:

„Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Er fragt auch: „Wie, wenn es aus wäre mit diesem „letzten Odemzug?“ Und fügt hinzu: „Aber wofür „dann der heiße Hunger nach Glückseligkeit? Wofür „das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit, das „Hinausschieben unvollendeter Pläne?“

Wieland schrieb einst: „Das Schicksal ist uns „ein anderes Leben schuldig, wenn's auch nur wäre, „um uns mit allen denen zusammenzubringen, die „wir lieben, mit denen wir zu leben wünschen, und „von denen es uns getrennt hat. In unserm Sinnen „ist Glück, in unserm Herzen Liebe, in unserer Phan„tasie Hoffnung. Das ist unser Loos, und daran „genüge uns.“ — Der gemüthliche Jean Paul, der den erhabenen Gegenstand stets mit fester Ueberzeugung tief fühlend im Herzen trug, sagt mit Recht: „Nur durch den Blick in die zweite Welt wird diese „ertragen, oder genossen. Wie der herübergewölbte „Himmel die blumige Erde verschönert, so giebt das, „was wir im Innern suchen, Allem, was diese hat, „Reize.“

Der geistvolle, aber körpersieche Ernst Wagner schrieb: „Freunde, warum fraget Ihr immer nach Be„weisen der Unsterblichkeit? Wer fühlt nicht Unsterb„lichkeit in seiner Seele, wenn er hinüberblickt zu seinen „Lieben, zu seinen Freunden, zu den großen Gefallenen

„der Geschichte. . . . Giebt es denn wirklich Menschen,
„die diese Stunden der Unsterblichkeit in der eignen
„Seele nicht kennen?“

Ja Julius, alle großen, denkenden und fühlenden Männer, ohne Ausnahme, waren von der Unsterblichkeit unseres Geistes überzeugt, und Jeder mag mit Claudius sagen: „Diese großen Menschen haben „mich gelehrt, daß die menschliche Seele unsterblich „sei!“ Ein gutes Wort, mehr als alles Gerede über so große Dinge! Nur große Menschen, ihr Leben, ihre genialen Gedanken, lehren uns das Leben verstehen, und das Jenseit ahnen. Sie erheben in uns das dunkle Gefühl zu einer Sicherheit und Ueberzeugung, die nichts zerstören kann. Das Gefühl aber ist angeboren, und ist ein Gemeingut der Menschheit, verbreitet durch alle Zeiten, Länder und Zonen der Erde. Die Begriffe vom Jenseit sind freilich höchst verschieden, und oft sehr unvollkommen; das Beste aber ist, daß das Volk den Kern derselben als Glaubenssatz für eine ausgemachte Sache hält, und nicht weiter drüber nachgrübelt. Wer über die Beweise nachdenkt, geräth auch auf beunruhigende Zweifel. Wir haben keine Beweise, aber heilige Pfänder genug, und zu diesen gehört auch der der Seele eingeborne Trieb und Wunsch: ein Versprechen, das auf keiner Täuschung beruhen kann.

Könnten wir überhaupt wohl von Gott, Ewigkeit, Unsterblichkeit, uns Ideen und Begriffe bilden, wenn die Empfänglichkeit dafür nicht unserm Geiste schon angeboren wäre? Das Gefühl der Unsterblichkeit

können wir so wenig entbehren, wie die Liebe, die Freundschaft, die Hoffnung und alle erhebende Gefühle, welche Bedingung unsers jetzigen Lebens sind. Wie unglücklich wären wir ohne das Bewußtsein der Fortdauer, bei den sich neigenden Jahren; welche tiefe, schmerzliche Wehmuth müßte gerade die edelsten Menschen ergreifen, welche redlich gestrebt, gerungen, gekämpft, und ihren göttlichen Geist zu bilden, zu vervollkommnen gesucht haben! Wie, von diesem trefflichen Freund meiner Seele sollte nichts übrig bleiben, als das Herrliche, was sein Geist uns als Erbtheil hinterläßt; von dieser süßen Freundin, die ich einst verehrte, nichts, als der Nachhall ihrer Liebesworte in meiner Seele? Unmöglich! ruft's in unserm Innern.

Jean Paul, in seinem Nachruf an Herder, sagt voll Wehmuth: „Gäbe es keine Unsterblichkeit, so ist „alles hiesige Leben nur eine Abenddämmerung vor „der Nacht, keine Morgendämmerung. Wird der hohe „Geist auch dem Körper nachgesenkt an Sargstricken „in die Gruft: o so weiß ich nicht, warum wir es „nicht am Grabe großer Menschen, so wie die wilden „und alten Völker machen, bloß aus Verzweiflung, „wie diese aus Hoffnung, daß wir uns ihnen, wie sie „sich ihren Fürsten, gerade in die Gruft nachwerfen, „damit man nur auf einmal das unsinnige, gewalt„same Herz erstickt, das durchaus für etwas Gött„liches, Ewiges schlagen will."

Und denke Dir einmal, mein Geliebter, die Ueberzeugung einer ewigen Vernichtung als Glaube der

Menschheit. Was wäre dann das Leben und Geschick der Völker? Was würde aus Bildung und Wissenschaft, Erfindung und Kunst, aus Tugend und Religion, auf der Erde werden? Nein, die Menschheit so wenig wie das Individuum kann Unsterblichkeit entbehren! Ohne sie bedeutet das Ganze nichts. Aber alle Völker der Erde, alle Generationen, alle Gebildete und Weise, wie die unmündigen Naturmenschen, sie glauben ohne Ausnahme fest an Fortdauer, an die Ewigkeit des erschaffenen Geistes, und an eine künftige Bestimmung. Dieser Glaube an ein unvergängliches Dasein, das Ahnen einer ewigen Dauer, ist nichts Zufälliges, nichts Egoistisches; es ist eine Offenbarung Gottes, die sich in unserm Innern verkündet. Die in uns fest wurzelnde Ueberzeugung ist älter, als alle historische Tradition und philosophische Speculation; sie hat erst auf die wissenschaftliche Bahn geführet.

Ein geistvolles Wort sagt Göthe: „Es ist die „Natur, und sind wir Menschen Alle vom Göttlichen „so durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin „leben, weben und sind; daß wir nach ewigen Gesetzen „leiden und uns freuen, daß wir sie ausüben, und „daß sie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir „sie kennen oder nicht.“ — Und Steffens schildert uns das Gefühl der Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen in sinnlicher und geistiger Beziehung, in dem bedeutungsreichen Bekenntniß seiner Biographie: „Wie „der sinnliche Mensch sich in der unendlichen sinnlichen „Welt mit Sicherheit bewegt, und sein Dasein nicht „an die Erde allein, sondern an das Universum ge-

„knüpft fühlt, und den Sternen verwandt glaubt, so
„lebte ich, innerlich verbunden mit der ganzen geistigen
„Welt, die sich mir aufgeschlossen hatte; und wie ich
„in sie hineingetaucht war, übte das große Ganze
„einen geheimen Einfluß, selbst auf das Kleinste, dem
„ich mich ergab."

O Julius, wenn ich über die herrlichen Thäler
und hohen Wälder hinschaue, Alles fühle, was mich
an dies Dasein fesselt; und dächte dann, in einigen
Jahren sei Alles dahin, Alles aus für immer: nein,
der Mensch könnte doch nie froh sein, der Schmerz
müßte ihn vernichten.

Welch' köstlicher Spaziergang hat mich erquickt!
Wie wirkt doch Bewegung nnd freie Luft wohlthuend
auf Körper und Geist! Ja, Freiheit und Bewegung
sind die Bedingungen des Lebens, eines gesunden,
heitern Daseins; und in einem gesunden Körper wohnt
auch eine gesunde Seele, nach uralter Erfahrung.

Mit welcher Frische begrüßt uns die Natur, nach
den segenreichen Ergießungen eines Gewitterregens.
Wie die Fluren und Felder glänzen, wie duftig das
Smaragdgrün des Waldes uns anlacht! O Junius,
du Jünglingsmond, mit deiner Fülle, mit deinem
Rosenduft, mit deinen Liebesliedern, welchen Zauber
gießest du über die Natur, wie hebst du Lebenslust und
Lebenskraft auf deinen Zephyrschwingen!

Das drängt und treibt, das keimt und wächst,

und duftet und blüht; unzählige, verborgene geheimnißvolle Kräfte wirken und schaffen; und unerschöpflich scheint der Zauber des Hervorbringens. Aber plötzlich ist der Höhepunkt erreicht; Verblühen und Welken zeigt uns als Gegensatz die Vergänglichkeit alles Irdischen, und Verjüngung nnd Wiedergeburt erscheint uns nur als ein Spiel der Natur. Die Blume entfaltet ihre Farbenpracht, und verhaucht ihren süßen Duft; der schimmernde Blüthenbaum, unter dem ich vor wenigen Wochen in Frühlingslust mich berauschte, hat mir da ein Körbchen mit dunkeln köstlichen Kirschen bescheert, die so lockend mich anlachen. Blume und Baum haben ihren Zweck erfüllt, und das von der Natur ihnen gegebene Ziel ist erreicht.

Ihr Kinder der Natur habt nur eine vorübergehende, dienende Bestimmung, aber mein selbstständiger Geist ist ewig; denn die Kraft, die ihn erzeugte, stammt von Jenseits. Sein Ziel ist nicht auf der Erde, und er ist einer unendlichen Entwicklung fähig.

XVI.

Junius.

Unser großer Göthe hat noch einen sehr bedeutungsvollen Grund für die Annahme der Unsterblichkeit unserer Seele, der ihm besonders am Abend seines

Lebens wichtig erschien. Es ist die ununterbrochene Thätigkeit des Geistes; und gewiß ist dieser Trieb zur Thätigkeit, der bis an's Grab reicht, mit dem Gefühl einer ewigen Fortdauer zugleich, dem menschlichen Geist eingeboren. Er sagt: „Die Ueber„zeugung unserer Fortdauer entspringt nur aus dem „Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein „Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir „eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die „jetzige mein Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Göthe sprach aus der Erfahrung seines reichen Lebens. Er hatte unablässig alle seine Kräfte aufgeboten, den Geist zu bilden und zu vervollkommnen, und seine Zeit, seine Lebensverhältnisse, waren ganz geeignet, ihn hierzu aufzufordern. In rastloser Thätigkeit hatte er nach Ausbildung und Produktion gestrebt, und weil der Mensch kann, was er ernstlich will, hatte er so Großes geleistet.

Er fühlte auch die Kraft, die der Geist über den Körper hat, und wie geistige Thätigkeit für diesen ein Erhaltungsmittel ist. „Es ist unglaublich, sagt er, „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers ver„mag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, „allein der geistige Wille und die Kräfte des obereren „Theils halten mich im Gange. Der Geist muß nur „dem Körper nicht nachgeben." Ja, lieber Julius, auch ich habe mir so oft durch Thätigkeit meine Heiterkeit und Ruhe wieder gewonnen; so oft habe ich mich wieder gesund gearbeitet. Mit Freude denke ich daran, daß ich stets eben so gefühlt habe, wie die gro-

ßen Männer, die ihr Leben einer rastlosen Thätigkeit widmeten. Friedrich der Große schrieb 1742 an einen Freund: „Du hast Recht, wenn Du glaubst, „daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben, denn „nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als „Müßiggang." Und der Greis Bonstetten sagte: „Lebte ich ohne Arbeit, ohne Gedankentrieb, ich würde „mein Alter in allen Fibern fühlen. Der Mensch „weiß nie genug, was die Seele für Macht hat."

Der Thätigkeitstrieb ist ein mächtiges Glied in der Kette des Lebens und Daseins. Er giebt uns nicht nur Muth und Trost, und läßt uns die wehmüthigen Gefühle und schmerzlichen Betrachtungen, die sich leicht dem Leben anhängen, vergessen, sondern er erhebt uns auch über den Gedanken des Todes. Es nahet unvermerkt das wahrscheinliche Ziel des Lebens, und doch giebt man keinen Plan des Wirkens und Strebens auf, keine Thätigkeit und keine Begierde nach Wissen. Alles ergreift man mit einem Gefühl, als ob es nie verloren gehen könnte. Dieser Trieb des Geistes, zu schaffen, zu wirken, als ob es eine Ewigkeit gälte, ist gewiß eine göttliche Eigenschaft in uns, und ein Pfand unserer geistigen Fortdauer. Unzerstörlich ist in uns das Gefühl des Dauernden, und einer ununterbrochenen Kette nie endender Wirksamkeit. Deßwegen ist die Freude an dem Hervorgebrachten so groß, und die schaffende Thätigkeit macht uns so glücklich. Aber das erreichte Ziel bleibt sogleich hinter uns, es ist abgethan, wir streben weiter; die Lust, Neues hervorzubringen, ist unerschöpflich. So geht's dem

Welteroberer, wie dem thätigen, strebenden Mann in jeder andern Sphäre. Auch Göthe sagte einst in gleichem Sinn: „Meine Lust am Hervorbringen war „grenzenlos, gegen ein Hervorgebrachtes verhielt ich „mich gleichgültig."

Ja, immer muthig streben, ringen, die Pläne erweitern, auf Erfolg hoffen, das hält die Flügel des Geistes und des Körpers in der Schwebe. Aber je älter man wird, desto mehr sieht man ein, wie viel zu thun, zu leisten, zu lernen noch übrig bleibt, und wie Lust, Muth und Wille dennoch nicht ermatten. Diese geistige Thätigkeit, dieses Ringen und Streben der von Gott erschaffenen Seele kann daher nicht für immer abgebrochen werden.

Seit meiner frühsten Jugend war mir rastlose Thätigkeit Bedingung meines Daseins; Müßiggang war mir Tod. Ich bin stolz auf diese göttliche Eigenschaft. Nichts war mir von jeher mehr zuwider, als ein schlaffer, müßiggängerischer Mensch, den kein Streben und Sehnen, keine Ideen und Pläne bewegten, der nur so hinlebte, wie das Schaaf auf der Weide, oder der Sackesel in der Mühle. Die Beschäftigung des Thieres ist es, sein Futter zu suchen, dann zu ruhen, und im Frühling ein Nest zu bereiten für seine Jungen. Aber, pfui den Menschen, die auch nicht mehr auf dieser Welt wollen, und mit dem Pfunde, das ihnen Gott gab, nicht zu wuchern wissen.

Betrachte die Kinder, und Du wirst leicht einsehen, daß das, was bei ihnen als unerschöpfliche Lust an Spiel, Beweglichkeit und Nachbildung erscheint,

schon den Keim zu der uns angebornen Thätigkeit enthält, der sich mehr und mehr zum Ernsten und Nützlichen; endlich zum Bedeutenden und Großen wendet. Unendliche Freude machte es mir schon als Knabe, etwas hervorzubringen, durch Fleiß und Nachdenken etwas zu schaffen. Wie denke ich noch mit Seligkeit der Zeit, wo ich mir ein kleines Puppentheater baute, kleine Stücke dazu erfand, und meine Gespielen dann durch die Aufführung hoch erfreute. Wie denke ich der Sommerzeit, wenn ich den kleinen Garten, wozu mir der Großvater einen Platz anwies, nach meiner Phantasie einrichtete, mit Blumen bepflanzte und schmückte, hier ein trautes Hüttchen, dort eine Grotte, und sogar einen kleinen Wasserfall baute. O, wie glücklich war ich, wenn ich meine Werke beschauen und den Kameraden zeigen konnte. Auch der Gelehrte blickt zufrieden auf die Reihe vollendeter Werke, die er geschrieben, der Baumeister auf den Palast, den er errichtet hat, aber so glücklich sind sie Beide nicht, wie der Knabe im kleinen Zaubergarten seiner phantastischen Träume.

Es ist freilich ein Fehler der Jugend, daß sie oft zu viel unternimmt; es zieht sie Alles an, sie faßt tausend Pläne, ohne die Kräfte zu messen. Erst mit der Zeit sieht man ein, daß man sich beschränken muß, wenn man was Tüchtiges leisten will; daß man vom Einzelnen sich zum Ganzen erheben muß, daß der Mensch nicht Alles kann, daß die Menschheit erst das Ganze ausmacht, und daß er sich an diese anschließen und in ihr seinen rechten Fleck suchen und fühlen muß.

Am meisten schadet unrichtige Erziehung, die entweder zu viel oder das Verkehrte aus der Jugend zu machen strebt. Alle künstliche Erziehung führt nicht zur wahren Bildung. Die Seelenkräfte müssen sich frei entfalten, wie auch die körperlichen sich frei und ohne Treibhauskünste entwickeln. Das Saamenkorn liegt ruhig in dem furchtbaren Boden; es quillt, es keimt und die Pflanze entfaltet sich, dringt in die Tiefe mit ihren Wurzeln, und in die Höhe mit ihren Zweigen, Blüthen und Blättern, aus denen künftig die reifen Früchte fallen. So entwickeln sich auch die geistigen Saamenkörner, die Ideen, die Eindrücke und Erfahrungen allmählig, und streben nach einem organischen Ganzen. Ohne Erziehungsapparat entwickelt sich der Mensch, nach seinen angebornen Anlagen und Bestrebungen. Man entferne, wie bei der Pflanze, das Unkraut, das diese Entwicklung hindert; man zeige dem Knaben, dem Jüngling, die Bahnen, auf denen treffliche Menschen vorwärts schritten, und, von dem Nachahmungstrieb, von der Einbildungskraft getrieben, wird er zu selbstständigem Streben und eigner Bildung gelangen. Das ist die ganze Erziehungskunst!

Auch ich suchte mir meine Bildungswege selbst, und ich wüßte nicht, daß die Bemühungen der Erzieher irgend etwas Bedeutendes auf mich gewirkt hätten. Mich hat blos das Leben selbst, und das Streben des eignen Geistes gebildet; und da man mich meist falsch behandelte, ist fast immer ganz das Gegentheil von dem aus mir geworden, was man aus mir zu

machen meinte. Ich wandte mich am leidenschaftlichsten zu Wissenschaften und Kenntnissen, in denen ich verwahrlost worden war; und große Beispiele haben mich allein entzündet.

Lieber Julius, so wollen wir denn ferner thätig sein, und dasjenige thun und wirken, wozu wir Beruf in uns fühlen. Jeder Tag sei ein abgerundetes Ganze unsers Lebens und Wirkens, dessen Stunden wir eintheilen und bestens benutzen, ohne uns um diejenigen, welche hinter und vor uns liegen, zu bekümmern. Das sei aber unser Trost und unsere gewisse Ueberzeugung, daß dies Leben schon den Keim eines künftigen in sich trägt. Wer die Göttlichkeit des Thätigkeitstriebs fühlt, der erkennt mitten im irdischen Handeln und Wirken die Spuren und Zeichen, die auf ein Anderes und Höheres deuten, das einst für uns aufblühen wird.

Du denkst wohl, Freund, daß, während ich von Thätigkeit, vom Handeln und Wirken Dir schreibe, ich selbst hier meine Zeit unthätig verträume, und ohne alle Beschäftigung nur herumschlendere. Nein, das vermag ich auch hier nicht; meine Stunden sind ordentlich eingetheilt, und ich bin immer beschäftigt, wenn auch nur geistig. Weißt Du, was meine Hauptarbeit jetzt ist? Das räthst Du wohl nicht; ich schreibe, — kein gelehrtes Werk, von Folianten und Urkunden un-

geben, sondern — einen Roman. Ich schildere ein gemüthliches Leben, wie ich es mir immer gewünscht, ersehnt und erstrebt habe, und gern noch ein Stückchen davon genösse.

Wie glücklich machen uns doch solche Fictionen! Meine Phantasie schafft Menschen, Zustände, Lebensgemälde, Naturbilder und was ich so bilde, erlebe ich mit, und fühle mich so gemüthlich und behaglich mitten unter diesen dichterischen Hervorbringungen. Meine ländlichen Umgebungen gewähren mir aber so manche hübsche Bilder zur Staffage, die meine Phantasie dann belebt und verschönert.

XVII.

Junius.

Am Ausgang meines Mühlenthals liegt das kleine freundliche Dorf, von wasserreichen Bächen, die aus den Gebirgen kommen, durchrieselt. Es ist von üppigen kleinen Thälern und grünen Hügeln umgeben, und lehnt sich nach Norden hin an ein Buchenwäldchen, wohin fast jeden Morgen mich ein frischer klarer Quell lockt, aus dem ich mir den kühlen Morgentrunk schöpfe. Ich wandere dann gern durch das Dorf, grüße das fröhliche Volk, das nach den Feldern zieht, schaue in

die kleinen Gärten und dunkeln Gehöfte mit ihrem Stillleben und ihrer idyllischen Wirthschaft, und freue mich, daß die Landleute noch nicht die Wuth ergriffen hat, die Gärten recht kahl zu lichten, und alle alten Bäume, wenn sie auch nicht viel Früchte mehr, und etwas zu viel Schatten geben, niederzuhauen. Ich schaue so gern in diese dunkelschattigen Gärten, in denen die fröhlichen Kinder spielen.

Heute kam ich auch des Weges von meiner Quelle, die der Nixbrunnen heißt, denn unsere Vorfahren gaben jedem Fleckchen einen Namen, der sich an etwas Sinnliches, oder durch Sage und Tradition Bedeutendes reihte. Plötzlich hörte ich die Glocke der kleinen Kirche, die auch auf einem Hügel das Dörfchen überragt, läuten, und vernahm in Traueraccorden den Gesang eines Chorals. Ich frug einen Vorübergehenden, was das bedeute, und er sagte mir, das der Schulz das Unglück gehabt habe, seinen ältesten Sohn an einem bösartigen Fieber zu verlieren, und der werde jetzt auf den Kirchhof beerdigt.

Ich ging hin, um die Leichenrede zu hören, die der Pfarrer des Orts hielt, und ich kam gerade, wie er begann. Ich lehnte nahe der Mauer an einem Tannenbaum, und überschaute den mit Hügeln und Kreuzen übersäten Rain. Rund umher frisches Grün und Sommerpracht, duftende Rosen und blauer Himmel drüber; an dem offnen Grab aber schwarzgekleidete trauernde Männer, eine Familie, die in Thränen zerfloß, ein tiefgebeugter Vater. Dieser Anblick und die Gefühle, die er in mir weckte, stimmten mich mehr zu

Andacht und schmerzlicher Rührung, als die salbungsreiche Leichenrede des Pfarres, der die Aufgabe hatte, Trost, Ruhe und Hoffnung der Ewigkeit in die bekümmerten Gemüther, die einen so großen Verlust beweinten, zu flößen.

Es war so eine Rede, wie ich sie oft gehört habe, die uns nichts giebt und nichts nimmt. Ich mag seichtes Declamiren über den heiligsten, wichtigsten Gegenstand, der des Menschen Herz bewegt, nicht gern hören; und die Gründe der Theologen, vermischt mit ihrem rationalistischen Abstraktionen, sind gerade diejenigen, die mich am wenigsten zu rühren, und hohe Ideen in mir zu wecken im Stande sind. Ich hörte da auch einen Bombast von hohlen Worten, von immer gleichlautenden Phrasen. Das ist etwas für die Thränendrüsen der alten Weiber, nicht für denkende und tieffühlende Männer. Ach, diese verklärten Auferstehungsgesänge, diese Predigten von Unsterblichkeit, voll von Freuden, Versicherungen von Wiedersehn, von ewiger seliger Zufriedenheit in jener Welt, haben wir im Uebermaß. Da wird besonders viel gesprochen von den Mühseligkeiten auf Erden, von diesem Jammerthal von Unglück und Elend, und von der Gerechtigkeit der Vergeltung in jener Welt. Aber all' das Elend war ja nicht Bestimmung des Menschen, und Gott hat es uns nicht mitgegeben; wir haben es meist erst selbst geschaffen. Die Gründe der Fortdauer, die von der Kanzel erschallen, sind gewöhnlich rein irdisch und menschlich aufgefaßt; sie wecken keine höhern beruhigenden Ideen in uns. Sie stützen den Glauben

an die Unsterblichkeit durch die Nothwendigkeit einer Vergeltung und Gerechtigkeit, der Tugend und dem Laster gegenüber, mit dem gerechten Wunsche des Wiedersehens, mit den gütigen und weisen Absichten des rein menschlich gedachten Gottes. Die höheren Pfänder, die uns der Schöpfer zu unserer Beruhigung gab, werden seltner empfunden, und dem Herzen zugeführt.

Freilich ist es den Menschen natürlich, daß sie ihr Verhältniß als irdische Wesen und ewige Geister zu einem Schöpfer sich denken, wie sie ihn begreifen und in ihren Herzen fassen können. Man kann auch ohne wissenschaftliches Streben, und philosophische Speculation, nach den Gründen und Beweisen unserer Fortdauer forschen, und Beruhigung, Trost und Hoffnung finden. Aber es schien mir nicht, als ob die Rede des Dorfpfarrers solche Wirkungen hervorzubringen im Stande gewesen sei; ich bemerkte keine tröstliche Erhebung, sondern nur noch schmerzlichere Seufzer und Thränen, als die Schollen hinab auf den Sarg rollten.

Ich blieb, wie der Zug langsam sich entfernte, noch eine Zeitlang in Gedanken stehen, und schlenderte dann, auf Umwegen den Schatten suchend, nach meiner einsamen Mühle zurück.

Lieber Julius, ich habe nichts dagegen, daß wir uns Gott nach menschlichen Begriffen, jedoch mit ahnungsvollen Gefühlen von Größe, Unermeßlichkeit und Herrlichkeit denken, denn begreifen können wir doch nimmer seine Natur; dazu reicht der enge Kreis unserer sinnlichen Wahrnehmungen nicht hin. Wir möch-

ten das Räthsel lösen, das eine göttliche Intelligenz in sinnlichen Erscheinungen vor uns umhüllt. Betrachte den wunderbaren Bau des Gehirns, und erkläre mir den Organismus, der diese Verbindung zwischen Geistigem und Materiellem hervorbringt Du erkennst die Unmöglichkeit eine solche Aufgabe zu lösen, und doch zieht Dich das Mysterium mit gläubigem Gefühl in seine Tiefen. So wird auch die Unmöglichkeit, das höchste Wesen zu erkennen, Deinen Glauben nicht irre machen, denn Du fühlst ja Göttliches im eignen Geist.

Dieser göttliche Gedanke überzeugt Dich, daß Dein Geist über die Sinnenwelt erhaben ist; er enthält eine Offenbarung Gottes in Deiner eignen Brust, die nicht von Menschen erdacht, sondern vom Schöpfer in uns gelegt wurde; ohne sie wären wir uns selbst, wäre unser Dasein ein ewiges Räthsel; wir könnten uns nicht zu einem höheren Wesen erheben. Aber wir suchen mit Verehrung und mit Sehnsucht ein Höheres über uns; das ist ein Pfand, daß auch in uns ein höheres Geistiges existirt, und daß wir uns zu dem erheben dürfen, das noch über ihm waltet. Wir, die wir von Endlichkeit und Vergänglichkeit umgeben sind, dürfen den Gedanken auf das Unendliche und Ewige richten, weil auch unser Geist aus ihm entstammt, und Keim und Ahnung dessen in ihm schlummert, was außer den Grenzen unserer sinnlichen Erfahrung liegt.

Ist Gott ein ewiges, unendliches und unzerstörliches Wesen, so muß er auch für die Ewigkeit schaffen und erhalten; erhabene Kräfte, wie die menschliche

Seele sie zeigt, können aber niemals untergehen, es wäre sonst kein Zweck ihrer Erschaffung vorhanden. Gott muß bei Allem, was er schafft, Absichten haben. Welche Bedeutung hätte nun die Menschheit, ginge ihre Bestimmung nicht über das Irdische hinaus. Was wäre es, wenn der Mensch die wenigen Jahre seines Lebens hier auf der Erde sich bildete, kämpfte, arbeitete, himmlische Ideen hegte, und endlich wie ein Licht verlöschte? Schon die Alten, namentlich ein Cicero, ein Tacitus,*) fühlten die Nothwendigkeit der Voraussetzung, daß der Tod keineswegs dem Dasein des menschlichen Geistes ein Ziel setze, indem ein höheres Wesen für ihn sorge, das nicht etwas schaffe, um es wieder zu vernichten, und in ein nie endendes Uebel des Todes zu stürzen. Wir bedürfen eines Gottes, um unser Dasein und unsere Bestimmung uns zu erklären. Aber Gott bedarf auch zur Herrlichkeit seiner Schöpfung ewiger geistiger Wesen, die seine Größe offenbaren, und seine erhabenen Absichten erfüllen; sonst hätte ja die ganze Schöpfung keinen Zweck; alles Große, Erhabene, Liebevolle und Segenreiche, was sie hervorgerufen, zerfiele mit der Aussicht auf Vernichtung. Und wäre der menschliche Geist ein vorübergehendes Licht, so müßten es auch die Geister sein, denn jene Myriaden Weltkörper angewiesen wurden, und Jean Paul sagt in dieser Beziehung das schaurige, aber wahre Wort: „Da mit unserm Geist auch die Geister aller

*) Non cum corpore extingunntus magnae animae.

Tac.

„andern Welten fallen und sterben müßten, und nichts „auf der von dem Leichenschleier und der Trauer„schleppe überhüllten Unermeßlichkeit übrig bliebe, als „der ewig säende und niemals erntende einsame Welt„geist, der Eine Ewigkeit die Andere betrauern sieht, „so wäre im ganzen geistigen Weltall kein Ziel und „Zweck."

Nein, so ist es nicht! Wir haben Andeutungen genug, daß unser geistiges Dasein über das irdische hinausreicht, daß wir einer höheren geistigen Welt angehören, und daß eine künftige Bestimmung uns gewiß ist. Wir werden mit tausend Anlagen geboren, die sich hier nur theilweise entwickeln; wir beginnen Vieles und Großes, das wir in diesem kurzen zerrissenen Leben nicht vollenden können; wir hegen Streben und Sehnsucht in der Brust, die hier nicht befriedigt werden können. Was wollte der Schöpfer mit solchen Wesen? Frage Dein Inneres! Dein Sinn für Tugend und erhabene Geistesgröße, die Stimme Deines Gewissens wird Dir Antwort geben. Erinnere Dich, daß alle Völker unserer Erde von dem Glauben an einen Gott, und an eine Ewigkeit durchdrungen sind; und Du hast ein Pfand der Fortdauer. Eben weil die irdische Zeit unserm geistigen Dasein nicht genügt, nur Anfänge giebt, und uns kein Ziel der Vollendung unserer Bestimmung erreichen läßt, ist es eine bedeutungsvolle Eigenschaft der menschlichen Natur, schon das hiesige Leben als ein ewiges zu betrachten. Wir schließen ewige Freundschaften, schwören ewige Liebe, und wir streben und wirken stets, als ob es ein Gan-

zes für Zeit und Ewigkeit gelte. Alle Genien unsers Menschengeschlechts waren stets von diesen Ideen durchdrungen. Herder sagt: „Glaube an ein zukünftiges Leben ist dem Menschen nothwendig, ja es ist „ihm natürlich, sich fortzudenken in seinen Wirkungen „und Kräften." Und der Dichter Tiek: „Das Bewußtsein unserer Seele und der innige Wunsch nach „Unsterblichkeit, das Gefühl, das in unbekannte Re„gionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexi„stenz gar nicht denken können, — diese Gefühle spre„chen am lautesten und innigsten für das Dasein der „Seele, so wie für ihre Fortdauer." Noch füge ich ein schönes Wort hinzu von Novalis: „Wünsche „und Begehrungen sind Flügel; es giebt Wünsche und „Begehrungen, die so wenig dem Zustande unseres „irdischen Lebens angemessen sind, daß wir sicher auf „einen Zustand rechnen können, wo sie zu mächtigen „Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben „wird, und auf Inseln, wo sie sich niederlassen können."

Ja, mein Julius, das Bewußtsein der Ewigkeit, und eines keiner Vernichtung unterworfenen Daseins, ist etwas Ursprüngliches, durch religiöse Gefühle Gehobenes und Fortgepflanztes; es ist älter, als die denkende Vernunft; denn diese an sich kann den Begriff der Unsterblichkeit nicht fassen. Weisheit und Tugend, Wahrheit und Schönheit sind keine Himmelsgaben für schlechte, vergängliche Naturen; sie drücken dem, der sie besitzt, den Stempel der Unsterblichkeit auf. Aber wir müssen nach Vollkommenheit streben, denn Göthe meint: „Wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich,

„und um sich künftig als große Entelechie zu mani-
„festiren, muß man auch eine sein.“

Kommt das Bewußtsein, der Glaube an Unsterblichkeit unmittelbar vom Schöpfer, so ist dies mit dem Wunsch und der Sehnsucht des Menschen nach einer solchen Fortdauer und einem ewigen Fortschreiten, nicht minder der Fall. Sie ist den Grundlagen unserer sittlichen Natur angemessen. Der, welcher diesen Wunsch, diese Hoffnung so tief in das Menschenherz einpflanzte, muß sie erfüllen, und ein unsterbliches Leben uns gewähren wollen; denn aus dem ewigen Geiste der Allmacht und Liebe kann nur Wahrheit kommen. Ohne diese Wahrheit des uns angebornen Gefühls, Glaubens und Hoffens, wären wir nur zum Unglück einer trostlosen Existenz geschaffen, unsere Tugend hätte keine Stütze und keinen Reiz, unser Streben kein Ziel. Das Leben wäre kein herrliches Geschenk des Himmels mehr, wenn das nahe Grab seine kurze Laufbahn für immer endete. — Der edle von Arnim sagt: „So freudig ist das Leben nicht; es
„ist ein Zeichen nur von einem höhern Ganzen.“

Mein Geliebter, laß uns fühlen, wie Herder:
„Seele in mir, ich kenne Dich nicht, aber ich fühle
„Dich unsterblich. Ich fühle, daß Du edler bist, als
„Alles, was ich zu meinem Körper rechne. ... Großes
„Wesen in mir, mächtige Absicht Gottes! wie solltest
„Du verschwinden können, für die das Alles da ist?
„... O, Seele, so wahr als ich bin, so wahr als
„ich Dich fühle, fühle ich Dich unsterblich, göttlich, ewig!“

XVIII.

Junius.

Ich blätterte heute in den Briefen meiner Knabenjahre; ich las sie wieder, die Briefe, die einst mein Jugendgespiele und innigster Freund mir schrieb; und so viele heilige Erinnerungen aus fernen Zeiten dämmerten in meiner Seele auf. Großer Gott, wie glücklich machten mich einst diese Zeilen, welche Seligkeit bereitete mir der herzliche Umgang mit dem lieben Jugendfreund. Tief fühle ich noch jetzt das Innige und Bedeutende dieser Herzensverbindung. Ich muß den Menschen für recht unglücklich halten, der keine Jugendfreundschaften in seiner Erinnerung trägt. Ach, die späteren Jahre können keinen Ersatz gewähren. Nur der Frühling bringt Duft und Blumen, nicht der Herbst; dieser muß uns die reifen Früchte gewähren. Wie kann aber das Leben sie pflücken, wenn der Lenz desselben nicht eine Fülle von Blüthen trieb.

Es ist eine der ersten Sehnsuchten der Jugend, die so schnell dahin flieht, einen **Freund** zu besitzen, als Stütze und Anker des Lebens, einen Freund, der unser bleibt, wenn die Spiele und Träume des Lenzes vorüberrauschen, der, wie Jean Paul sagt, bei uns in Charons Nachen, worin wir geboren worden, stehen blieb, wenn vor uns die Jahreszeiten des Lebens am

Ufer vorüberlaufen, mit Blumen und Blättern und Früchten, und wenn auf dem langen Strom das Menschengeschlecht in tausend Wiegen und Särgen hinunterschießt.

Das Kind schließt sich so gern an jedes Herz, das sich ihm mit Freundlichkeit und Liebe öffnet, es ist nicht glücklicher, als im Umgang heiterer Gespielen; eine geistige Nähe einigt die Kinderwelt, die später in so schroffen Gegensätzen sich wieder trennt und spaltet. Darum die Sehnsucht nach Einem Herzen, das uns für immer gehört, mit dem wir, wie ein Doppelgestirn, die uns angewiesene Bahn durchlaufen.

Ich fand einst ein solches Herz an meinem Georg, dem süßen Jugendgespielen, den ich so innig liebte, ohne den ich gar nicht leben zu können meinte. Wir waren in allen Stücken einig, immer beisammen, gemeinsam hoffend, wünschend, Pläne machend, handelnd, vom kindischen Spiel bis zu den Bestrebungen ernsterer Thätigkeit. Wie glücklich war ich, wenn ich Morgens ihn schon in der Schulstube auf seiner Bank sitzen sah, wenn er mir freundlich winkte, mir die Hand reichte, und tausenderlei zu erzählen hatte. Was er mir war, fühlte ich aber erst recht, als er die Schule verließ, und der Vater ihn zu sich in die Schreibstube nahm. Ich war darüber sehr betrübt, aber es glich sich bald aus. Sein jüngerer Bruder brachte mir jeden Morgen in die Schule ein Briefchen mit, und erhielt dagegen eins von mir. Welche unendliche Freude machte mir dieser neue Austausch unserer Gedanken und Gefühle; am meisten sehnte ich

mich aber nach der festlichen Stunde, wo ich ihn Abends besuchte, wo wir im kleinen, von düsterer Lampe erleuchteten Zimmer traulich beisammen saßen, und die Zukunft unsers Lebens uns wie ein Sternenhimmel umstrahlte. Ach, warum sind solche selige Zustände vergänglich, warum müssen Herzen, Neigungen, Bestrebungen in so verschiedenen Lebensbahnen, auf die der Zufall uns schleudert, zerrissen und auseinander getrieben werden!

Noch einmal trieb der jugendliche Frühlingsbaum den reichen Blüthenschmuck der Freundschaft auf der Akademie, die ich besuchte. Ich fand auch da einen Freund, der sich mit Innigkeit an mich schloß, der im Kreis ernster und heiterer Studien, im Gewirr des Lebens, und in den einsamen Wäldern der herrlichen Gegend, die wir so gern durchschweiften, nicht von meiner Seite wich. Aber es war nicht mehr die Gluth, der Glanz und Zauber der ersten Freundschaft. Die Blüthen der jugendlichen Phantasie und Begeisterung welkten allmählig; der Freund vergaß die schönen Zeiten jener innigen Gefühle und warmen Gelübde über der Schnitterarbeit des prosaischen Handwerkslebens. . . . .

Wie aber ein kräftiger, saftreicher Baum immer noch Schößlinge treibt, auch oft noch späte Blüthen entfaltet, so erblühte auch mir noch im warmen Busen manche theure, freundschaftliche Verbindung; und ich fand auch Dich, mein Julius, der Du mich schon so lange kennst und liebst. . . . .

Wie einsam wäre ich doch, wenn ich nicht theure

Freunde im Herzen trüge. Ich empfinde das nicht tiefer, als wenn ich einmal unter vielen mir gleichgültigen Menschen bin, die den Schmerz eines einsamen Herzens erst recht fühlbar machen können.

Was giebt uns aber mehr Gefühl der Ewigkeit, als eine ewige Freundschaft, welche Geister schlossen! Wie ein Licht vom Himmel entzündet sie unser Herz, und kann den Gedanken nicht fassen, daß sie je enden werde.

Ich legte meine Briefe wieder zusammen, und verschloß die heilige Bundeslade, in der ich sie verwahre, um in der Abendkühlung nach einem heißen Tage noch hinauszuwandern. Die Gedanken an meine Freunde begleiteten mich, und ich besiegte die erwachenden Schmerzen so großer Verluste, so schwerer Trennungen, durch die Idee des Ewigen, die sie mich nur als kurze Unterbrechungen, bei unzerstörlicher Geisternähe, erscheinen ließen. Ich sollte aber bald erinnert werden, daß es noch ein der Freundschaft verwandtes, geistiges Gefühl giebt, daß weit tiefer und glühender den göttlichen Funken in unserer Brust erkennen ließ: Die Liebe ist es, die das von ihr ergriffene Herz mit unendlicher Sehnsucht, mit unendlichen Gefühlen bewegt. Wahre Liebe kann noch weniger existiren ohne das Bewußtsein der Ewigkeit und Unsterblichkeit der in ihr vereinten Seelen. Nur

dieser Trost, oder düstere Verzweiflung ergreift uns am Grabe, das die Hülle unseres Geliebtesten umschließt.

Ich war jenseit des Dorfes in ein stilles anmuthiges Waldthälchen mit buntem Wiesengrün gegangen und hatte den Abendgruß der einsamen Drossel, vielleicht den letzten für diesen Sommer, gehört; und die Dämmerung führte mich an dem Kirchhofe vorüber. Ich gedachte der gestrigen Trauerscene, und glaubte, am Grabe eine weibliche Gestalt zu bemerken. Ich näherte mich leise, und stand bald einem jungen Mädchen gegenüber, das, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen, das Grab anstierte.

Ha, dachte ich, eine Geliebte, eine Braut, die um den Verlornen weint; und ich irrte mich nicht. Tiefstes Mitgefühl faßte mich in meiner ohnehin gerührten Stimmung, und ich sprach: Armes Mädchen, wie leid thut es mir, auf einer solchen Stelle Dich zu treffen; Du hast wohl etwas Theures hier verloren?

Sie bemerkte mich kaum; aber sie neigte bejahend den Kopf, und seufzte schwer, als ob ein Krampf ihr die Stimme versage. Rundum herrschte Todesstille.

Es ist hart, fuhr ich fort, in der Blüthe des Lebens den Geliebten zu verlieren; aber bedenke, es ist ja nur seine irdische Hülle, die sie hier begruben, seine Seele ist bei Gott, dessen Wille ihn abrief, und der Dich einst in jener bessern Welt wieder mit ihm vereinigen kann und wird. Wir müssen uns den Tod

nicht als Vernichtung, sondern nur als eine kurze Trennung denken, und stets auf Gottes weise Rathschläge vertrauen, der uns ja ein alliebender Vater ist, und in dessen Hand wir stehen.

Sie seufzte tief und sprach abgebrochen mit tiefer, stockender Stimme: Ich weiß das wohl, aber der Schmerz drückt meine Brust gar zu schwer; ich werde ihn so lange — lange nicht wiedersehen, und bin für dieses Leben ein armes, verlassenes, unglückliches Mädchen.

Sie rang ihre Hände, und hob die Arme hoch zum Himmel; ich aber fühlte so tief ihren schmerzlichen Verlust mit, daß es mir schwer wurde, mit Ruhe und Fassung ihr noch gemüthvolle Worte der Beruhigung und des religiösen Trostes zuzusprechen; doch groß ist die Gewalt eines theilnehmenden Herzens im Unglück. Das Mädchen dankte mir, und reichte mir die Hand, als ob es nach dem letzten Anker greife, der es vom Untergang rette. Ich bemerkte, daß ein Kampf in ihr vorging; wir schwiegen Beide, ihre Brust hob sich gewaltsam. Endlich stürzte ein Strom von Thränen hervor, sie weinte recht bitterlich, und schluchzte tief.

Nach einer langen Pause sprach sie leise: Gottlob, jetzt wird mir etwas leichter, da ich weinen kann; es wollte mir die Brust zersprengen.

Weine Dich aus, mein Kind, erwiederte ich, Thränen erleichtern allerdings den Schmerz, sie sind ein Linderungsmittel, das die Natur uns gab, und Gott wird Dir auch Trost und Ruhe wieder schenken.

Ich ging langsam fort, ihren Schmerz ehrend,

und dem Ausbruch ihrer Gefühle sie überlassend. In der Mühle erfuhr ich von meiner Wirthin, daß es die brave Tochter des Schulmeisters im Dorfe sei, ein fleißiges und sittiges Mädchen, die Geliebte des Schulzensohnes. Gegen die Heirath hatte zwar die Familie des letztern noch manches auszusetzen gehabt; man hatte aber doch die baldige Einwilligung der Eltern erwartet, bis nun der Tod das Band gelöst, und alle Hoffnungen der Liebenden zerrissen hatte.

Nachdem ich die einfache Geschichte dieser Liebe von der lobenden und theilnehmenden Müllerin mir hatte erzählen lassen, setzte ich mich einsam in den Garten, und erfreute mich der Abendkühle unter dem Dunkel meiner hohen Bäume, zwischen deren Laub das Gold des Mondscheins funkelte. Kein Blättchen bewegte sich; es war so still, so ruhig; und so ahnungsvoll schlug mein Herz in der zauberhaften Sommernacht, als ob Elfen auf dem dunkeln Wiesengrund erscheinen, und Geisterstimmen durch die Blättergewinde mir zuflüstern müßten.

Ha, da stiegen auch in meiner Brust die süßen Morgenträume meiner ersten Jugendliebe auf, diese erwachenden Gefühle, die meinen Geist bildeten und entwickelten, die mich im raschen Flug auf die Höhen des Lebens trugen. Das Bild jenes herrlichen Mädchens trat vor meine Phantasie, dessen erster Blick mich für immer fesselte; diese leise und leise wachsende und erglühende gegenseitige Neigung, dieses süße, selige Geheimniß, dieses unendliche Glück, wie der Bund der Herzen für immer geschlossen war. Ich vergegenwär-

tigte mir ihre liebliche Gestalt, ihr freundliches Lächeln ihre süßen schmeichelnden Liebesworte, die unermeßlichen Hoffnungen einer seligen Zukunft. — Ja, ich gedachte jener zauberreichen Sommernächte, wenn der Mond im magischen Zwielicht, wie heute, durch die Bäume jenes stillen Parks schimmerte, jenes sehnsüchtigen, hoffnungsreichen Harrens, jener verschwiegenen, seligen Zusammenkünfte. Auch dachte ich jener berauschenden Abende, wo schöne Feste, wo Glanz und Freude, und wonnetrunkene Harmonieen uns umgaben, und wir doch nur uns allein lebten, und Alles, was uns umgab, nur Schmuck und Verzierung unseres seligen Daseins zu sein schien.

Ein wehmüthiger Schmerz ergriff noch heute, nach so langen, langen Jahren, mein Innerstes, wie ich durch das Geschick des armen Landmädchens an mein eigenes erinnert wurde. Ich richtete Blicke und Hände zum Himmel empor. Ohne jene Sterne der Hoffnung würde unser Lebensschiff an solchen Klippen des Schmerzes Schiffbruch leiden. Leise Schauer durchrieselten meine Brust; ich eilte auf mein Zimmer.

Ich wollte nach den heiligen Pfändern und Denkmalen schöner Stunden, die ich verwahrte, greifen; aber wozu in solchen erregten Augenblicken den Schmerz steigern! Ich erinnerte mich lieber, wie einst in den höchsten Momenten der Liebe ein vereinter Tod mir süß gedünkt, und ich ein Vorgefühl schönerer Wiedergeburt so tief im Herzen getragen hatte.

Da lag ein Band von Jean Pauls Werken auf meinem Tische; ich schlug ihn auf, und fand das herr-

liche Phantasiestück: „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten.“ Es brachte mein bewegtes Herz wieder völlig in Ruhe und Gleichmuth. Welche schönen, tief rührenden und tröstlichen Worte strömen aus diesem reichen Gemüth! Noch im Bette las ich folgende begeisterte Stellen: „Denke daran in der letzten „Stunde, wie das Herz des Menschen lieben kann. „Kannst Du vergessen die Liebe, worin ein Herz „Millionen Herzen versetzt, und die Seele sich ein „Leben lang von einer Seele nährt und belebt, wie „die hundertjährige Eiche dieselbe Stelle mit ihren „Wurzeln festhält, und aus ihr hundert Frühlinge „hindurch neue Kräfte und Blüthen saugt.“

„Denke daran, in den letzten Stunden an die „unsterblichen, wo das Leben schön und groß war, wo „Du freudig im Frühling weintest, wo Du emporgehoben betetest, und wo Dir Gott erschien; wo Du das „erste und letzte Herz der Liebe fandest, und schließe „froh das Auge zu.“

Auch fand ich noch die schönen Worte: „Jede „Liebe glaubt an eine doppelte Unsterblichkeit, an die „eigne, und an die fremde. Wenn sie fürchten kann, „jemals aufzuhören, so hat sie schon aufgehört.“

Der Schlaf umfing mich in seinen milden Armen; o möge sein Bruder, der Tod, mich einst eben so sanft einwiegen!

XIX.

Julius.

Lieber Julius, nach der Ueberzeugung, nach der Gewißheit, daß wir unsterblich sind, dürfen, sollen wir forschen und ringen; aber über das Wie sollten wir billig nicht nachdenken, weil wir es doch nie zu erklären, oder zu begreifen vermögen. Wie viele Pfänder habe ich Dir genannt für eine auch uns umfassende Ewigkeit und dauernde Bestimmung! Wir blicken in unsern Geist, und fühlen uns schon im Reich der Ewigkeit. Halte dieses Gefühl fest, fühle den Himmel in Deinem Herzen, und bekümmere Dich nicht um die Zukunft, weil ihre Beschaffenheit Dir hier ein göttliches Geheimniß bleiben muß. Du darfst als Vernunftwesen eine Fortdauer des Geistes erwarten; Du mußt daher auch fest glauben, daß in Deiner Natur schon der Keim ewiger Entwicklung zu höherem Leben gegeben ist, daß ewige Gesetze, und nie zu vertilgende Kräfte in Dir liegen. Aber nachdenken darüber sollen wir nicht, weil wir doch nichts erklügeln können. Wir müssen das Mysterium ruhig und hoffend in unserer Brust tragen; wir müssen bilden, streben und schaffen, um Gott ähnlich, seiner Liebe und Wohlthaten würdig zu werden.

Wie Viele sind an diesem Nachdenken über das Wie gescheitert; wie Viele sind kleingläubig, ja wohl

gar ungläubig geworden! Es genügte ihnen nicht die errungene Gewißheit vom Dasein eines höchsten Wesens, und einer göttlichen allwaltenden Weltordnung. Sie wollten einen Begriff vom Wesen, von der Persönlichkeit Gottes; sie wollten die Brücke kennen, die uns zu ihm in die Ewigkeit zu führen vermöge. Sie fragen nach dem Wie und Wohin, und lassen doch das Woher ruhig dahin gestellt sein. Aber dieses ist eben so räthselhaft, wenn wir zugeben müssen, daß der Geist ein göttlicher Funke, und nicht Erdenstaub, daß er ein unsterbliches Wesen und kein Produkt der sinnlichen Natur, daß der Mensch kein Automat ist.

Der Philosoph Mendelssohn sagt: „Alles am „Menschen verräth Unsterblichkeit. Will man aber „umständlich wissen, unter welcher Gestalt wir fort„dauern werden, in welcher Region, mit welchem äthe„rischen Leibe, mit welchen Sinnen und Gliedmaßen „wir dort leben und weben werden, so tritt die be„scheidene Vernunft mit dem Finger auf dem Munde „zurück." Deshalb sollen wir nur nach dem forschen, was wir zu wissen vermögen; das Andere mögen wir mit Frömmigkeit zu glauben, uns begnügen. Der große Göthe hatte es sich zum Princip gemacht, über Zeit und Raum, Geist und Materie, Gott und Unsterblichkeit, sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Es waren Gegenstände, die er nicht abläugnete, von deren Größe und Wahrheit er vielmehr überzeugt war, aber sie lagen außer der Sphäre der Erfahrung, deren Bereich ihn mehr anzog und beschäftigte.

O möge Jeder die Begierde, sein Schicksal in

jenem Leben zu wissen, in sich unterdrücken, ist es doch schon gut, daß wir unser Schicksal in diesem Leben nicht voraus kennen. Ich bin der Meinung Herders: „Der Mensch soll in seinen künftigen Zustand nicht „hineinschauen, sondern sich hinein glauben. So viel „ist gewiß, daß in jeder Kraft des Menschen eine Un- „sterblichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden „kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und „Trieben des Thieres unterdrückt wird, und zum Ver- „hältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt.“

Wenn wir von einem Uebersinnlichen, von einem Welten-Schöpfer und Lenker, wenn wir vom Dasein Gottes überzeugt sind, ohne Beweise zu begehren, so ist damit der Glaube an Ewigkeit der Schöpfung von selbst verbunden, und alles Endliche muß nothwendig von einem Unendlichen ausgehen und getragen werden. Nicht einmal das Endliche der Natur, nicht einmal das Atom wird in seinen Veränderungen und Uebergängen gänzlich zerstört, aber das Geistige, das dem bewußt- losen Endlichen gegenüber steht, tritt aus einer andern höheren Sphäre in's Leben; es ist sich Gottes und seiner göttlichen Abkunft, seines Daseins und seiner ewigen Fortdauer bewußt, und kann daher nie verge- hen und zerstört werden. Es muß ewig sein, wie das höchste Wesen selbst.

Diese Gewißheit, dem ewigen, unermeßlichen Da- sein in unzerstörbarem Verbande geistig anzugehören, sollen wir unantastbar, als eine Uroffenbarung, die eine göttliche Mitgabe im Menschengeist ist, im Herzen tragen; aber über die Art und Weise des Daseins in

anderen Welten von der Vernunft keine Auskunft fordern. Sie kann uns nur dunkle Orakelsprüche geben.

Das menschliche Denkvermögen hat hierüber manche Hypothesen aufgestellt, die aber immer nur Zweifel erregten und nie genügten. Die innige Verbindung der Seele mit dem Körper, als Grund des irdischen Daseins und der Erscheinung, wird freilich mit dem Tode gelöst, und dem Geist muß ein anderer Wohnplatz, eine andere Sphäre seines Daseins angewiesen werden. Was wäre aber eine Unzerstörbarkeit des Geistes, wie sie Manche in ihrer Vernunftweisheit sich denken, z. B. jene der Auflösung irdischer Naturgebilde in ihre Urstoffe und Urkräfte analoge Auflösung des vom Körper geschiedenen Geistes, in den Urgeist des Weltalls? Wie wäre ein solches Verhauchen der Geisteskraft möglich; wäre es etwas Besseres, als Aufhören des Seins mit dem Tode? Wo bliebe das uns überall in der Schöpfung gezeigte Princip der Fortentwicklung und Bildung zum Vollkommnern; was wäre es dann um den erstrebten Adel hoher Geister, was um Seelengröße, Sittlichkeit und Tugend, und was um die hochgepriesene Vernunft selbst, in diesem verschwimmenden Meer göttlicher Kräfte, die wieder in das bewußtlose Absolute zurückströmten!

Nein, der Geist, wenn er schlechthin unzerstörbar ist, muß mit Wissen, mit Bewußtsein einer höheren Stufe entgegengehen, und er kann vom Erreichten nicht wieder zurückgeschleudert werden. Das Bewußtsein ist seine höchste, seine göttliche Eigenschaft, die ihm nicht wieder kann entrissen werden, die ihn von anderen

Naturwesen so sehr unterscheidet. Das hiesige Leben hat den Menschen zum Individuum und zum Selbstbewußtsein ausgebildet; dieses kann nicht wieder zerstört werden. Wir sind des Fortschrittes unserer Persönlichkeit uns bewußt; all' unser geistiges Leben und Streben ist im Kampf auf die Zukunft gerichtet, und wir fühlen, daß wir nur für eine solche leben. Also ohne Fortsetzung des Bewußtseins mit dem Dasein selbst, hätte das hiesige weder Sinn noch Zweck oder Bedeutung, und mit Recht sagt Herder: „Wenn „Bewußtsein nicht mit uns ginge, so lohnte es der „Frage gar nicht; wir hätten sodann das Schicksal „des zersplitterten Steins, der verwehten Asche."

Daß nun aber dem jetzigen Leben kein Blick in das zukünftige gewährt wurde, daß das Wie uns ein Geheimniß bleibt, darüber wollen wir uns weder wundern, noch beklagen. Könnte wohl der Zweck dieses Lebens erreicht werden, wenn wir das Zukünftige schon kennten; würden wir unsere hiesige Bestimmung so zu verfolgen im Stande sein, wie es die Absicht des Schöpfers ist; ja könnten wir sinnliche Wesen jene Zukunft wohl begreifen, so lange wir in diesen irdischen Fesseln sind?

Weg also mit thörichten, kindischen Wünschen! Die Güte und Weisheit Gottes hat einen Schleier vor unsere Zukunft gezogen; und sie weiß am besten, warum sie uns jenes Leben ein Geheimniß sein ließ. Aber mit kindlichem Vertrauen und stiller Zufriedenheit wollen wir die großen Hoffnungen auf die Zukunft im Herzen tragen. Die edelsten Männer hegten diese

Ruhe und dieses Vertrauen. Göthe sagte: Er habe zu der ewigen Liebe das Vertrauen, daß sie am besten wissen werde, den unsterblichen und unbefleckliche Funken unserer Seele aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Und der enthusiastische Jean Paul ruft aus: „Ja, o Gott, Du wirst und kannst „uns einmal eine Wirklichkeit geben, die unsere hiesigen „Ideale verkörpert und verdoppelt und befriedigt, wie „Du es ja schon in der hiesigen Liebe bewiesen hast, „die uns mit Minuten berauscht, wo das Innere das „Aeußere wird, und das Ideal die Wirklichkeit, — „aber dann, nein, über das Dann des Jenseits hat „dieses kleine Jetzt keine Stimme; aber wenn hienieden, sag' ich, das Dichten Leben würde, und unsere „Schäferwelt eine Schäferei, und jeder Traum ein „Tag: o so würde das unsere Wünsche nur erhöhen, „nicht erfüllen, die höhere Wirklichkeit würde nur eine „höhere Dichtkunst gebären, und höhere Erinnerungen „und Hoffnungen."

Wir haben keinen Maßstab, um die Größe und das Wesen der Gottheit, die Natur und Eigenschaft jener Welt, die unsern verklärten Geist aufnehmen soll, zu messen, außer jenen Abglanz des Himmlischen, das hier in der Natur und im Geist sich abspiegelt, und unendliche Tiefen uns ahnen läßt. Alles Höhere und Zukünftige selbst können wir daher nur auf menschliche Weise uns vorstellen und bilden. Der Mensch denkt sich Himmel und Zukunft nach seinen irdischen, sinnlichen Begriffen und Anschauungen. Bei allen jugendlichen

Völkern war daher der Himmel immer nur eine erhöhte idealisirte Erde, ein Paradies voll Blüthenherrlichkeit, und mit reinem ungetrübtem Glück. Die irdischen Sinne wissen keinen andern Anknüpfungspunkt zu finden; die feste Zuversicht einer bessern, höheren Bestimmung liegt zwar in der Brust, aber das Wie mag eine beglückende Vorstellung, ein süßer, menschlicher Traum bleiben.

O Julius, wie schön war die jugendliche Zeit, wo Kinderstube, Mährchenwelt und Himmelsherrlichkeit sich uns so heiter zusammen stellten. Wie oft habe ich vor dem glänzenden Mond, vor dem blitzenden Sternenhimmel gesessen, hineingeschaut, und so viel Schönes und Herrliches geträumt. Da sind sie noch Alle am tiefen, dunkeln Himmel, die glänzenden, funkelnden Gestirne: ach, wer noch so recht mit kindlichem Herzen hineinschauen, von Glück und Freude der Zukunft wie ein Kind träumen könnte!

XX.

Julius.

Wir sind nicht glücklicher, als wenn eine ruhige, milde Heiterkeit unserm Leben lächelt, und diese gewährt uns nur der harmonische Friede der Seele, jenes süße Träumen, das, sich des Glücks des Daseins

still bewußt, die umgebende Natur mit schönen Gebilden zu beleben und zu erheben weiß. Was wäre mein Herumwandeln hier im einsamen Thal, und unter den Bäumen des Waldes, ohne heitere Betrachtungen und geistige Beschäftigungen, die erst Alles bedeutend und lebenvoll erscheinen läßt. Freilich soll der Mensch nicht einsam und allein sein; er bedarf freundlicher Theilnahme, Anregung durch Umgang, menschliche Herzen, die mit ihm denken und fühlen: aber die Phantasie weiß auch eine einsame Welt zu beleben und zu beseelen; und oft ist die Einsamkeit sogar nöthig, um in der ruhigen Betrachtung der Natur, und mit dem Blick in unser Inneres über die Welt und unsere Bestimmung klar zu werden. Das Größte, was der menschliche Geist erschaffen, war ja immer das Werk einsamer Stunden.

Auch glücklich kann die Einsamkeit machen, wenn die Phantasie ihre Gefährtin ist. Ich schrieb Dir, daß mich ein Roman beschäftigt. O wie glücklich machen mich diese poetischen Gebilde. Ich darf das Schönste und Erhebendste schildern, und erlebe es mit. Ich freue mich im voraus auf die gemüthlichen Scenen; und die lieben Menschen, die ich einführe, grüßen mich wie alte Bekannte. Ich bin, so lange ich arbeite, in heiterer, herrlicher Gesellschaft, und fühle mich dann, wenn ich hinauswandele, in der Einsamkeit des Waldes so heiter, so glücklich, weil nichts wie schöne Erinnerungen und frohe Hoffnungen mich begleiten.

Wenn nun die Phantasie im Stande ist, uns in so süße irdische Träume zu wiegen, die traute Umgebung mit so lieben Gestalten zu bevölkern: wie viel

höher kann sie uns in begeisterten Stunden erheben, wenn sie uns über die Erde hinweg in jene Welten führt, wenn wir von dem ungeheuern Wunderwerk der Schöpfung des unermeßlichen Weltalls in den Tiefen unserer fühlenden Brust ergriffen werden.

Wir träumen gern von so erhabenen Gegenständen, bei dem Sternenzauber einer warmen Sommernacht, und ich gab mich gestern so süßen Träumen hin. Ich saß da in meinem Garten, mich der labenden Kühlung erfreuend, und blieb sitzen, wie schon Alles sich zur Ruhe begeben hatte, und tiefe Stille das ganze Thal beherrschte. Es war so ruhig, so mild, so duftig frisch und zauberhaft. Wunderliche Lichter spielten durch den Schlangenpfad des Baches; geistermäßig blickten rundumher die Berghöhen mit ihren Eichbäumen auf mich nieder; aber über mir leuchtete im reinsten Sommerglanz das Sternenmeer des dunkeln Himmels; und ich blickte hinein, wie ich es tausendmal gethan, mit heißer, glühender Sehnsucht. Mich faßte der Gedanke an das Weltall, das ungemessene, unendliche, mit seiner Größe, und vom Menschengeist nicht zu fassender Erhabenheit; und trotzig sprach's in meiner Seele: Was bin ich in diesem All? O Schöpfer, nur Einen Weltsonnenblick dem Blinden, nur Ein Wort in die dunkle Stille dieses nicht befriedigten Ahnens! Welche schwindelnde Tiefen! Sollten wir so Unermeßliches und Ewiges ahnen, fühlen, heiß ersehnen, und dann hinausgestoßen werden in das Nichts? Nein, diese dürstende Seele ist Dein Werk! Ich Sonnenstäubchen mit meinem denkenden, fühlen-

dem Geist hin mehr als jene Körpermasse, die den Raum füllt, und nicht Zweck, sondern nur Mittel ist. Was wäre dieser Erdenkloß, wenn Du ihn nicht dem Menschengeiste zu beherrschen gegeben hättest?

Jene kleinen blitzenden Lichter sind Welten, und doch nur der Vorhof von Welten! Ja, ein solcher Gedanke kann uns in Taumel versetzen, er kann die Sinne des endlichen Menschen verwirren. Aber die Ruhe gewinnt er wieder, wenn er im eignen Geist Unendlichkeit ahnet, und sich dem großen Ganzen verwandt und angehörig fühlt.

Welche Wohlthat, welche tiefe Absicht des Schöpfers daß er uns den Blick auf jene Welten öffnete, und dem Geist die Kräfte, Mittel und Fähigkeiten gab, ihre Bahnen zu messen, von ihrer Unendlichkeit und Unermeßlichkeit, in solchen Fernen, uns zu überzeugen. Das Erhabenste, das Ungeheuerste eröffnet sich vor den Blicken unsers Geistes; und die Betrachtung reißt uns aus dem Zustande des Träumens sinnlicher Wesen empor. Die Einbildungskraft wird gespannt, der Geist angeregt; wir ahnen ein geheimnißvolles höheres Dasein. Die Wißbegierde erwacht und strebt vorwärts. In der Sternkunde, die so alt ist, wie das Menschengeschlecht, suchten daher die Völker, schon in ihrer Kindheit, die Naturverehrung zu einem höheren geistigen Leben zu steigern. Und wie ist die Wissenschaft fortgeschritten, zu welchen großen nie geahnten Wunder-taten hat es nicht unsere Zeit gebracht! Haben wir nicht eine Fixsternparallaxe gefunden, und die Ferne eines Sternes zu 1,850000, ja die eines andern zu

7 1/2 Millionen Sonnenmeilen gemessen und bestimmt? Die Entfernung der Sonne von unserer Erde ist aber 20,666800 Meilen, die des Uranus 400,521000 und doch was ist das gegen die Entfernung der Fixsterne! Die Kanonenkugel, die in einer Stunde 79 Meilen durchfliegen kann, würde erst in 28 Jahren die Sonne erreichen, den nächsten Fixstern aber in 12,496000 Jahren, und doch sind die annehmbaren Fernen noch unendlich größer. Das bedeutet der Anblick des gestirnten Himmels mit seinen großen Räthseln! Und alle diese unendlichen Welten stehen in einem Zusammenhang, bilden ein Weltensystem, das, auf den Grundlagen so unendlich großer astronomischer Entdeckungen, die Naturphilosophie zu deuten und zu erklären sich bemüht.

Der Astronom Mädler, der viele Jahre die Fixsternbewegungen beobachtete, hat in dem Stern Alcyone die Centralsonne zu erkennen geglaubt, und giebt ihre Entfernung von den Grenzen unsers Systems auf 34 Millionen Sonnenweiten an, zu deren Durchlauf das Licht 537 Jahre gebraucht. Die Sonne bedarf 182,000000 Jahre, um ihre Bahn um diesen Centralkörper zu vollenden, der sie an Körpermasse 117 Millionenmal übertrifft. Und doch giebt es hinter jenen unzähligen lichten Nebelflecken, die auch Milchstraßen und Sonnensysteme bilden, noch immer unendliche Welten, die das Menschenauge nicht mehr erreicht.

Wohl verstehen wir nun das biblische Wort: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Aber ehrfurchtsvoll sinken wir vor der unendlichen Größe

einer solchen Schöpfung in den Staub, und beten an das große Wesen, das Ursache derselben war, und auch das Geschaffene in fortdauernder allmächtiger, allgegenwärtiger Wirksamkeit zu erhalten und zu ordnen weiß. Ich endlicher Mensch habe keine unmittelbare Anschauung des Unendlichen und Göttlichen; aber ich weiß, daß diese Millionen Welten der Allmacht zu Gebote stehen; und da ich inmitten des Weltalls das Alles ahnen, denken, fühlen kann, so muß auch ich eine ewige Bestimmung haben.

Kannst Du es wohl begreifen, Julius, daß es Menschen giebt, denen jene ewige, unermeßliche Weltordnung, dieses weise Zusammenwirken aller Naturkräfte nicht genügt, um Gottes Größe, sein erhabenes Wollen und Wirken, zu erkennen, sondern die außer dem unermeßlichen Wunderwerke des Weltalls, noch einzelne besondere Wunder, die von der ewigen, unerschöpflichen Kraft und Weisheit abspringen, begehren, um vom Dasein Gottes sich zu überzeugen?

In der ganzen Natur ist ewige Ordnung und Bewegung, rastloses Schaffen und Leben, nirgend Stillstand, sondern nur Fortschritt, Kreislauf, Wiedererneuerung des sich neu gebährenden Lebens zu höherem Dasein. Wir schöpfen daher die Zuversicht, daß dieses Gesetz, welches im Großen und Ganzen sich bewährt, auch für jedes einzelne Dasein gilt. Und so können wir getrost unserer Stellung zu jener unermeßlichen und unendlichen Welt gedenken. Unmöglich können wir bloß auf kurze Zeit an diese Erdscholle gefesselt sein; wir müssen noch einer andern Welt ange-

hören, denn das Weltall, das Reich Gottes, bildet ein harmonisches Ganzes, in welchem auch uns eine höhere Bestimmung angewiesen ist.

Wir ahnen in unserer Brust den Keim eines künftigen Daseins; denn das jetzige befriedigt weder unsere Wünsche, noch ist es unsern Kräften und Bestrebungen angemessen. Alle unsere geistigen Anlagen sind eine Aufforderung, uns zu einem höheren Dasein auszubilden, und wir fühlen die höhere, geistige Welt uns nahe; sie blickt zuweilen schon bedeutungsvoll in die gegenwärtige, und wir vermögen schon hier uns als übersinnliche Wesen zu betrachten. Unsere Bestrebungen können aber nicht zwecklos sein, denn ein Höherer hat uns dazu berufen.

Große Lichtblicke gewährt auch hier der Fortschritt in den Naturwissenschaften. Wir haben die verbindende Kraft des Magnetismus, dieses großen, bedeutungsvollen Phänomens entdeckt, und erkennen darin das Kosmische, den Zusammenhang aller einzelnen Weltkörper zu einem Ganzen. Die ganze Natur ist in Wechselwirkung begriffen; ein und derselbe Geist des Lebens hat alle einzelnen Erscheinungen ergriffen und bewegt. Ueberall eine Wechselwirkung in dem Verhältniß des Einzelnen zu seinem höheren Ursprung; in der ganzen Natur ein harmonisches Zusammenwirken aller Weltkräfte. Ueberall Leben und kein Untergang, ein ewiges Fortbilden und Aufwärtsstreben, keine Vernichtung; und dieser großen Weltharmonie gehört auch der menschliche Geist an.

Während ich unter dem Sternenzelt des Himmels

so erhabenen Gedanken nachhing, und sehnsuchtsvoll in jenes Weltenmeer hinüberblickte, erhob sich ein kühler Luftzug, der mich erinnerte, daß es Zeit sei, auf mein Zimmer zu gehen. Da hörte ich wunderbare melodische Klänge durch die einsam stille Nacht ertönen, die mich auf's tiefste ergriffen. Es war jener Windzug, der leise in den Saiten meiner im Fenster hängenden Aeolsharfe spielte.

Das waren die rechten Zaubertöne für meine erhaben sehnsüchtigen Empfindungen. Ich fühlte 'mal wieder ganz die Macht der Musik, und hier schuf gleichsam ein unsichtbarer Geist die wunderbar entstehenden und verwehenden Accorde.

Wir kennen wohl noch nicht ganz die Gewalt und Größe, die das Reich der Töne beherrschen, und die Harmonie der Sphären ist vielleicht ein ahnungsreicher Traum.

XXI.

August.

Auch der Augustmonat ist nun in mein einsames Mühlenthal gekommen, der ernste Monat mit seiner melancholischen Stille. O ich kenne seine eigenthümliche Natur, und er machte stets auf mich den Eindruck leiser Wehmuth. Tiefes Schweigen herrscht im Hain,

wo sonst fröhliche Gesänge von allen Zweigen tönten, tiefe, nur vom Zirpen des Heimchen, oder dem Schrei eines Raubvogels unterbrochene Stille. Der Himmel ist mit einem Schleier bedeckt, das dunkle, herabhängende Laub in üppiger Ruhe, goldne Aepfel in seiner Fülle sich wiegend; die Felder, wo sonst die grünen Saaten wogten, sind falb geworden; mit Ernst schreitet der Schnitter dahin, nicht mehr auf Frühlingslust, sondern auf die Früchte seiner Mühen, auf die Sorgen des Lebens beim nahenden Herbst bedacht.

Der August war immer ein bedeutungsreicher Monat; er ist der, der mir das Leben gab, und jedesmal so viele schöne Erinnerungen weckt, von den Kränzen und süßen Kuchen der Kinderstube an, bis zu den Serenaden und klangreichen Festen, die in männlichen Jahren die Gunst und Liebe der Freunde mir bereitete. Diesmal habe ich nur still in einsamer Betrachtung den Tag gefeiert, und einiger Briefe lieber Freunde mich erfreut, deren Worte auch wie Musik in meinem Herzen klangen, und in freundlichen Erinnerungen mir durch das Spiel der Phantasie die Wirklichkeit ersetzten.

Der Augustmonat scheint um den dahin gegangenen lebensfrohen Frühling, um die Pracht der Blüthen und Blumen, um die verhallten Jugendlieder zu trauern, und schwermüthig dem ernsten Alter des Jahres zuzuschreiten. Auch mir zeigte die Ferne der Jugenderinnerungen das nahende Alter meines irdischen Lebens. Doch denke ich anders, wie der Grieche, der in einem Distichon sagt:

„Aber ich klage die Flucht der lieblichen Jugend, und weine,
Daß mit eilendem Fuß drückendes Alter sich naht.“

Wir tragen lichtere, schönere Pfänder im Busen; wir geben die Jugend nicht als etwas Verlornes dahin, wir glauben an eine ewige Jugend, und können sie bewahren und festhalten. O schon die Erinnerungen an jene Frühlingszeit des Lebens, die so leicht und hell durch alle Jahre uns begleiten, und auch am fernsten Lebenshorizont wie glänzende Sterne funkeln, sind uns ein Pfand, daß wir sie nicht vergebens im Herzen tragen. Der Zauber der Freuden der Kindheit ist unverlöschlich, und deshalb liebe ich auch noch jetzt so die freundliche Kinderwelt, mit ihrer Fülle von Lust, Hoffnungen und Anlagen, die freilich nur in selteneren Fällen ganz erfüllt werden. Und doch wurzeln wir meist mit unserm ganzen Sein in der Kindheit, in all' den ersten tiefen Eindrücken unserer Jugendzeit, die so mächtig sind, daß selbst Verfehltes uns fest hält und theuer bleibt, weil es uns an glückliche Zeiten erinnert.

Das Alter knüpft sich im Kreislauf des Lebens so schnell an die Jugend, daß wir sehr unglücklich wären, wenn Jenes uns nur die Eitelkeit jugendlicher Träume, und das Ende unserer glücklichen, genußreichen Tage zeigte. Nein, wer die Kunst zu leben versteht, der versteht auch das Leben zu verlängern, und ihm Jugend, Liebe, Poesie und höhere Genüsse zu bewahren. Wer den Sinn für Schönes und Edles im Alter verliert, bei dem hat er auch in der Jugend

keine tiefen Wurzeln geschlagen. Das innere Leben, das im Geiste entsproß und blühte, kann sich nicht entblättern und verblühen, wie das äußere, das der Blume gleich verwelkt. Du hast Recht, gemüthlicher Jean Paul: „Die Jugend des Geistes ist ewig, und die „Ewigkeit ist Jugend ... Der Körper ist der Blumen„stab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die leben„dige Blume vermodert im irdischen Boden."

Und alle höheren Fähigkeiten, Kräfte und Anlagen bilden sich aus bis in das höchste Alter, ja bis zum Grabe. Es befestigt sich der Sinn für Tugend, für Recht. Der Alte hält fest an den Idealen des Herzens; die Tugend und das Recht sind seine schützenden Genien; hohes Bewußtsein schlägt in seiner Brust, und heilige Ahnungen sagen ihm, daß sein Streben ein Ziel, daß seine höhere Hoffnung einen sicheren Grund habe. Wir könnten keinen Himmel der Zukunft erwarten, wenn wir ihn nicht schon hier in unserer Brust trügen.

So wie nun ein Aufhören, eine Zerstörung des Geistes mitten auf der Bahn seines Strebens und vollkommner Werdens unbegreiflich und undenkbar erscheinen würde, eben so gewiß ist es, daß für die Fortdauer ihm andere Sphären müssen angewiesen werden. Denn diesem irdischen Dasein sind unvermeidliche Grenzen gesetzt, dieser Planet giebt dem strebenden Geist keine dauernde Wohnung; und es ergreift daher den Alten endlich eine Sehnsucht nach Höherem, Besserem, Unvergänglichem. Er wird des irdischen Treibens müde, und seine letzte Hoffnung und Freude

ist eine vollkommenere Welt, nach der er gleichsam ein Heimweh im Herzen trägt. Ich habe oft von Alten diese Lebensmüdigkeit, diese Todessehnsucht aussprechen gehört; sie fühlten, ihr Lauf war vollendet, das hiesige Leben bot keine Früchte mehr. Aber immer war diese Ermüdung gepaart mit der Sehnsucht, mit dem freudigen Bewußtsein einer Fortdauer. Auf dieser Welt ist sie nicht denkbar, noch wünschenswerth. Hier bildet das Leben nur einen Kreislauf, der nothwendig enden muß; denn es bietet uns zuletzt nichts mehr. Dies Gefühl des Alters drückt ein altes italienisches Lied aus, das uns Herder in seinen „Stimmen der Völker" giebt:

Nur Traum, nur Traumglückseligkeit,
Ist nieden unser Theil!
Müh' ist das Leben, ach, und fleucht,
Wie ein verschoss'ner Pfeil.
Des Himmels Wohnungen, o ihr,
Mein ew'ges Vaterland,
Ein matter Fremdling auf der Welt,
Streck' ich nach Euch die Hand.

Ist denn aber wohl das Leben so kurz, so schnell vorüberfliegend und vergänglich, wie es gewöhnlich geschildert wird? Ach, den Alten kommt es so vor; der Jugend dünkt es eine Ewigkeit. Der späteren Einförmigkeit und Genußlosigkeit verfliegt es gewöhnlich so schnell, weil es dann keine Blüthen der Erinnerung mehr zurückläßt. Wir müssen aber, wie in den Tagen der Jugend, immer frische Eindrücke zu gewinnen suchen, denn das Leben ist nicht so kurz, daß uns seine Dauer nicht befriedigen könnte. Was ist nicht

ein Tag; was läßt sich in ihm nicht all' thun, denken, genießen! Und nun die Wochen und Monde, die Jahre, mit dem schönen immer neuen Reiz der wechselnden Jahreszeiten; welcher Reichthum, welche Fülle! Und unsere verschiedenen Lebensalter selbst mit wachsenden Kräften, Erfahrungen, Kenntnissen, führen uns zu einem ruhigen, glücklichen und befriedigten Dasein; und wir beklagen es dann nicht, zu den Tagen des Alters gelangt zu sein.

Freilich, wenn ich jetzt einen Blüthenbaum, ein Blumenbeet im Frühling betrachte, dem Lied einer Nachtigall horche, so denke ich unwillkührlich, wie schnell das Alles vergeht, verblüht und verhallt. In der Jugendzeit dachte ich nicht daran; ich nahm jede Blüthe und jede Freude, als ob sie nie welken könne. Ach, das ist das Schöne der Kindheit und Jugend; sie trägt das Gefühl des Unvergänglichen in ihrem Busen. Aber auch wir können das Leben mit seinen Freuden und Genüssen uns verlängern, wenn wir, ohne es mit dem Kalender zu messen, jeden Tag als ein unschätzbares Gut von Gott hinnehmen, und von diesem Geschenk den besten Gebrauch machen, durch weise Eintheilung seiner Stunden, und durch nützliche Thätigkeit. Wenn wir unablässig wirken, schaffen, und uns zu bilden streben, dann wird auch ein Nachglanz kindlicher Gefühle unserem Alter leuchten. Laß mich mit Jean Paul Dir zurufen: „So thue denn Alles, „was Du noch vermagst in Deinen abnehmenden Ta„gen, als wären es zunehmende, für die herrliche „Dichtkunst, welche die armen und verarmenden Men-

„schen tröstet und begeistert, und scheue keinen Auf-
„wand von noch übrig gebliebenen Jahren und Kräf-
„ten und absterbenden Augen für eine Aussaat, deren
„Mühe kleiner ist, als die Ernte für die Freude Dei-
„nes Herzens."

O, Julius, nichts kann uns wohl beim Hinblick auf das nahende Alter mehr erheben und trösten, als wenn wir sehen, wie bedeutende Männer das ihrige mit Würde und Ruhe, ja mit einem heitern Gefühl und frohem Bewußtsein ertragen: Göthe sagte einst von sich: „Wenn Einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, kann
„es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt.
„Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich
„habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein
„Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fort-
„wirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der
„Sonne ähnlich, die blos unsern irdischen Augen un-
„terzugehen scheint, die aber nie untergeht, sondern
„unaufhörlich fortleuchtet." — Der Greis Bonstetten schrieb an einen Freund: „Ich bin jetzt ein
„Achtundsiebziger, aber eben so glücklich, wie vor
„vierzig Jahren. Darum sollen wir unsern Geist üben,
„denn er ist's, der in uns lebt. Er nur giebt Muth
„und Leben."

Ja, aber auch dem gewöhnlichen Menschen, ohne alle höhere geistige Bildung, ist jene Ruhe, jenes Glück, als ein heiliges Pfand in die Brust gelegt. Ich habe die Alten stets ruhig wohl freudig dem nahen Ziel ihrer Tage entgegenblicken gesehen. Freilich denkt sich Jeder das Jenseit nach seinen irdischen Begriffen, und

malt sich das Glück der Ewigkeit nach dem Maßstabe des hiesigen.

Jene achtzigjährige Frau, die mit einem von Wasser aufgedunsenen Körper, auf ihrem schlechten Lager, mich freundlich grüßte, sagte, wie ich mich über ihre Heiterkeit wunderte: Ich muß freilich nun sterben; aber sollte ich nicht vergnügt sein; meine Schmerzen haben ja dann ein Ende, und ich komme in den Himmel, wo es mir viel besser geht, wo nichts wie Glück, Herrlichkeit und Freude herrscht. Das sprach sie mit der ruhigsten und festesten Ueberzeugung, und ich vergesse es nie. Es bestätigt aber einen Ausspruch Schillers, daß noch mehr wie die Philosophie ein muthiger durch die Religion erhobener Sinn fähig ist, den Einfluß der thierischen Sensation zu schwächen, und die Seele gleichsam aus aller Cohärenz mit der Materie zu reißen.

Der edle Holländer Suringar, jener Wohlthäter der leidenden Menschheit, erzählt, wie eine neunundneunzigjährige arme Frau immer heiterer Laune war, und mit ihrem hundertsten Geburtstag schwermüthig wurde. Gefragt, sagte sie: „Nun bin ich „bange, daß der liebe Gott mich vergißt, heimzu„führen.“ Suringar fügt hinzu: „Hierin liegt für „mich ein tiefer, heiliger, herzerhebender Sinn. Wir „Mehrbegüterte suchen unsere Heimath so oft hier un„ten, und die arme Hundertjährige hat es uns ge„sagt, und wir wollen es lebenslang in unsern Her„zen bewahren: Deine Heimath ist da oben.“

Ich gedenke auch meines eignen Großvaters.

Einst besuchte ich ihn in seinem zweiundneunzigsten Lebensjahre, und fand ihn lesend. Er legte Buch und Brille weg, und nach wechselseitigen Grüßen wußte er viel über die Schwächen und Lasten seines hohen Alters zu klagen. Ich frug nach seiner Lektüre, und es war Napoleons Leben. Wir sprachen über dessen Zeit und Herrschaft, und der Alte vergaß bald seine Altersschwächen. Er freute sich über des Tyrannen Sturz, und den endlichen Triumph des standhaft gebliebenen Englands; denn von jeher war er ein leidenschaftlicher Verehrer der Engländer; er hatte seine Jugendzeit unter ihnen verlebt, war erfüllt von ihren Vorzügen und Thaten. Mit einem jungen, liebenswürdigen Lord durchzog er einst die Welt, hatte einer Seeschlacht mit beigewohnt, und bei dem großen Erdbeben in Lissabon durch seine Entschlossenheit dem Begleiter das Leben gerettet. — Mit wachsendem Feuer erzählte er mir Begebenheiten aus seinen Jugendtagen, als ob sie sich gestern ereignet hätten. Sein Körper war matt und welk geworden, allein sein Geist war noch mitten im Leben.

Aber mein Großvater lebte in seinem hohen Alter fast einsam und allein. Söhne, Töchter, Enkel, alle zerstreut, oder vor ihm dahin gegangen. Das ist meist das Geschick der höheren Stände. Wie viel glücklicher lebt so ein ländlicher Patriarch, wie der alte Großvater da unten in der Mühle, umgeben von Kindern und fröhlichen Enkeln, in deren Kreise das alte Herz sich wieder verjüngt; unter dem lieben heimathlichen Dache, wo er die Freuden seiner Jugend genoß,

an den Spielplätzen seiner Kindheit, wo die duftenden Blumen und die süßen Erinnerungen in jedem Frühling neu erblühen.

XXII.

August.

Ein wunderlicher Traum weckte mich am frühen Morgen aus meinem erquickenden Schlafe. Die Phantasie spielte fessellos; die Umgebungen meiner frühsten Jugend mischten sich mit den späteren und jetzigen. Längst dahin gegangene Freunde und liebe Menschen sprachen mit mir, und lächelten mich freundlich an, als ob keine Kluft der Zeit und der Ferne zwischen uns läge. Es ist den Träumen ja eigen, daß sie uns in vergangene Zeiten und Zustände zurückführen, die Bilder derer, die wir einst liebten, hervorrufen. Die Phantasie, die Erinnerung spielt also selbstständig fort in unserer Seele, während wir schlafen. Auch hieraus leitet man eine Verkündigung der Unsterblichkeit derselben her.

Man nennt den Schlaf den Bruder des Todes, indem die Ursachen, die den Schlaf bringen, dem Tod analog sind, da alles sinnliche Empfinden und Wirken aufhört, und die Seele doch selbstständig thätig bleibt, und unabhängig fortwirkt. Freilich hört die

Seele keinen Augenblick auf, thätig zu sein; mit dem ersten Eintritt des Schlafes bildet sie sofort aus Erinnerungen ihre Phantasieen, von denen nicht einmal im Wachen etwas zurückbleibt; denn nur diejenigen Träume reichen uns ein schwaches Nebelbild von zerstreuten Schatten und Lichtern dar, aus denen wir plötzlich erwachen. Es ist also eine Thätigkeit der Seele ohne Willen und Bewußtsein. Auch die Thierseele hat Erinnerung, und daher Träume; aber die menschliche Seele allein bewahrt den göttlichen Funken des Bewußtseins und Denkens, als Zeichen ihrer höheren Abstammung, so wie ihrer höheren Bestimmung.

Auch die Betäubung, die uns bewußtlos hinwirft, und dem Todesschlaf nähert, ist ein Analogon des täglichen leisen, erquickenden, gesunden Schlafes. Aber anders ist das Erwachen, schwieriger die wiederkehrende Besinnung; und ich erinnere mich einer Begebenheit, die mir immer merkwürdig geblieben ist. In meiner Jugend hatte ich einst eine Reise zu Pferde gemacht. Auf der Heimkehr war ich noch einige Stunden von meinem Wohnort entfernt; und wie ich vor einem Wirthshaus hielt, und meinem müden Pferde Brod geben ließ, sprengten zwei Beamte der Gegend, gute Bekannte, auf rüstigen Pferden daher. Wir freuten uns des Begegnens, und ritten zusammen in angenehmer Unterhaltung. Dann wurde der Vorschlag gemacht, rasch nach dem nächsten Orte zu traben, und ich gab auch meinem Pferde die Sporen, merkte aber bald, daß es sehr ermüdet und dabei auch steif auf den Vorderbeinen war. Die andern waren

mit ihren schnellen Thieren voraus, ich trabte unter alten Eichbäumen, deren Wurzeln den Boden uneben machten. Ich sah, daß mein Pferd plötzlich in's Straucheln kam, wollte es emporreißen, und indem ich den Gedanken faßte, daß ein Sturz unvermeidlich sei, stürzte es wirklich mit mir nieder, und in diesem Augenblick verließ mich alles Bewußtsein.

Erst nach Stunden kehrte die Besinnung zurück. und zwar auf die wunderbarste Weise. Ich erwachte plötzlich wie aus einem Traum, sah mich bei dem Brunnenverwalter zu G. am Tische sitzen, seine Familie um mich her: es brannte schon Licht, ich hielt eine Tasse Thee in der Hand, und sprach, ohne daß ich es wußte. Körper und Seele waren schon lange wach; erst später kehrte das Bewußtsein, wie ein leuchtender Blitz, zurück. Man erzählte mir nun, daß meine Freunde mich, als einen Todten, über das Pferd hängend, hierher gebracht, mich gerieben und gewaschen, auch laut um mich geweint hätten. Endlich sei ich in's Leben zurückgekommen, und sie hätten ihren Weg fortgesetzt; ich aber säße nun schon eine Stunde mit ihnen am Tisch, habe einige Tassen Thee getrunken, und viel gesprochen. Ich wußte von dem Allem nichts, fühlte aber nun den Schmerz der Verletzung, denn ich war auf den Kopf gestürzt, und hatte das Gesicht zerrissen.

Das war ein Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen. Aehnliches zeigt sich bei Nachtwandlern, die auch ohne Bewußtsein handeln, und bei denen die Bilder des Traumes unwillkührlich in's Leben treten.

Immerhin mag also auch Schlaf, Traum und das Wiedererwachen zum Bewußtsein, ein Pfand für die Unzerstörbarkeit des Geistigen in uns sein und bleiben. Gern wollen wir mit Herder sagen: „Und so bleibt „uns, wenn uns der Todesschlaf aus Krankheit oder „Mattigkeit befällt, Hoffnung, daß auch er, wie der „Schlaf, nur das Fieber des Lebens kühle, die zu „einförmig und lange fortgesetzte Bewegung sanft um„lenke, — und die Seele zu einem frohen Erwachen, „zum Genuß eines neuen Jugendmorgens bereite."

Schön und hoffnungsreich sind auch seine Worte: „Wie im Traum meine Gedanken in die Jugend zu„rückkehren, wie ich in ihm, nur halb entfesselt von „einigen Organen, aber zurückgedrängter in mich selbst, „mich freier und thätiger fühle, so wirst auch Du er„quickender Todestraum, die Jugend meines Lebens, „die schönsten und kräftigsten Augenblicke meines Da„seins mir schmeichelnd zurückführen, — bis ich er„wache in ihnen — oder vielmehr im schöneren Bilde „meiner himmlischen Jugend."

Aber was sollen wir sagen zu den Fieberträumen der Kranken? Und wie verhalten sich die Tollheiten des Wahnsinns, der Verrücktheit, zur göttlichen Eigenschaft des erhabenen und ewigen Menschengeistes? Sind es wirklich böse Zeichen, die uns von der Höhe unserer schönen Ideen, unserer Hoffnungen, herabschleudern, geben sie einen Beweis für etwas Materielles, das die Seelenkräfte in Bewegung setzt? Gewiß nicht, mein Julius! Der Fieberkranke, dessen Phantasieen in irren Bahnen schweifen, ist ja auch

nur ein Träumender, wie der Betrunkene ein Betäubter, ein Halbwahnsinniger ist. Die Seele bleibt bei ihnen thätig, wie im Traum, aber es fehlt das Bewußtsein. Sie erwachen, wenn sie genesen, die Besinnung kehrt zurück, und von den regellosen Gebilden ihrer Träume ist keine Erinnerung geblieben. Die Exaltationen des Somnambulismus zähle ich auch dahin, und überlasse es Andern, durch denselben die Geisterwelt erspähen zu wollen.

Die Erscheinungen des Wahnsinns, der Tollheit, können uns eben so wenig an der Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes zweifeln lassen, und sie dürfen uns nicht auf materialistische Ansichten führen. Es ist ja nicht eine Verwirrung der Fächer des Gehirns, die zu falschen Combinationen führt, sondern eine Verwirrung der Ideen, denen sich der Unglückliche hingiebt.

Freilich ist ein organisches Körperleiden an dieser Erscheinung Schuld, denn ein gesunder Körper bedingt eben so den sinnlichen, wie den geistigen Menschen in diesem irdischen Dasein. Hirn und Blut sind die wichtigen Organe des Körpers, durch welche sich das geistige Leben repräsentirt; ihre gestörte Einheit hemmt die Wirkungen der Seele; es entsteht ein Zustand von Betrunkenheit, welchem immer die Verrücktheit nahe steht.

Dem Wahnsinnigen fehlt das Bewußtsein ganz, oder er ist sich nur falscher und unwahrer Vorstellungen bewußt. Er hat seine Vorstellungen nicht in der Gewalt, denn die Phantasie beherrscht ihn ganz. Er lebt in einer Welt der Täuschungen, und hegt dabei

die feste Ueberzeugung, daß er sich nicht täusche. Er macht daher, wie die tägliche Erfahrung lehrt, zwar in der Regel richtige Schlußfolgen, aber er geht dabei von falschen Voraussetzungen aus, und ist, während er sich in diesen bewegt, völlig consequent, so daß es Menschen giebt, die sich über die Klugheit Verrückter wundern; und selbst Aerzte werden oft von diesen getäuscht.

Herder sagt: „Man behorche den Wahnsinni-„gen, und bemerke den Gang, den seine Seele nimmt. „Er geht von der Idee aus, die ihn zu tief rührte, „die also sein Werkzeug zerrüttete, und den Zusammen-„hang mit andern Sensationen stört. Auf sie bezieht „er nun Alles, weil sie die herrschende ist, und er von „derselben nicht los kann; zu ihr schafft er sich eine „eigne Waffe, einen eignen Zusammenhang der Ge-„danken, und jeder seiner Irrgänge in der Ideenver-„bindung ist im höchsten Grade geistig.“

Auch Jean Paul sagt ein gutes Wort in sei-nem Kampanerthal: „Wenn eine zertriebene Puls-„ader in der vierten Gehirnkammer des Sokrates das „ganze Land seiner Ideen unter ein Blutbad setzt, so „werden zwar alle seine Ideen und seine moralischen „Neigungen von Blutwasser überdeckt, aber nicht zer-„stört, weil nicht die ertränkten Gehirnkügelchen tugend-„haft und weise waren, sondern sein Ich, und weil die „Abhängigkeit des Uhrwerks vom Gehäuse in Rück-„sicht des Bestäubens u. s. w. ja nicht die Identität „von beiden, oder gar den Satz beweist, die Uhr be-„stehe aus lauter Gehäusen. Da die geistigen Thätig-

„keiten keine körperliche sind, sondern ihnen bloß ent-
„weder nach- oder vorgehen; und da jede geistige
„so gut im Geiste, als im Körper Spuren lassen muß:
„sind denn, wenn der Schlagfluß oder Alter die kör-
„perlichen weglöscht, darum auch die geistigen ver-
„loren?“

Nein, der Geist kann nicht erkranken oder abster-
ben, wie der Körper, wie die Materie, sondern nur die
Harmonie, als Bedingung des irdischen Lebens, ist
gestört. Wir heilen daher solche Kranke durch physische
und psychische Mittel zugleich. Und wie oft ist nicht
bei langjährigen Wahnsinnigen, die man für unheilbar
hielt, die Harmonie von selbst durch die Kräfte der
Natur wieder entwickelt worden! Das gesunde Be-
wußtsein kehrte zurück, wie ein leuchtender Himmels-
strahl, und die Ferne war ein bewußtloser Seelenzu-
stand voll wirrer Träume.

Aber traurig ist es, daß auch solche Zerrüttungen
in der so weise und gütig organisirten menschlichen
Natur eintreten konnten; leider meist durch eignes
Verschulden, durch Versündigungen gegen die Natur,
und entfesselte, zügellose Leidenschaften, die das weise,
erhabene und milde Geschenk des göttlichen Schöpfers
nicht achteten.

Ich will die trüben Gedanken an das menschliche
Elend von mir werfen, und hinunter gehen in den
Garten; ich will mich unter die grünen, dunkeln Bäume
zu den Kindern setzen, und da wieder froh werden.

O die schöne Kinderwelt! In ihr finde ich reine Natur, hell, heiter, trost- und hoffnungreich. In diesen kleinen Seelen lese ich ihre künftige große Bestimmung, und bewundere die Vaterliebe des Schöpfers, aus dessen Händen sie so rein kamen, und hellleuchtend in die Erscheinung des Lebens traten.

XXIII.

Oktober.

Den Menschen geht es, wie den Zugvögeln; wenn der Herbst naht, fühlen sie eine gewisse Unruhe, eine Sehnsucht, den schönen Sommertagen nachzuziehen, hinauszuwandern über Berg und Thal, um die letzten Reize des Jahres noch in ihrer ganzen Fülle einzusaugen. Auch mich ergreift immer in den schönen, milden, gesegneten Septembertagen noch so eine Reise- und Wanderlust, eine gewisse Sehnsucht, die mich hinaustreibt, um neue und frische Natur- und Lebensbilder aufzusuchen, da die, welche mich mit ihren Reizen umgeben, nun absterben.

So bin ich denn einige Wochen herumgezogen, habe schöne Gegenden wieder besucht, und alte Bekannte gegrüßt, und viel Neues gesehen und erlebt. Man genießt erst recht das Leben, wenn die Tage sich nicht einförmig an einem gleichmäßigen Faden abspin-

nen; aber die Stille und Einförmigkeit wird auch wieder einladend, wenn wir eine Zeitlang auf den bewegten Wellen des Lebensmeeres herumgetrieben sind.

Auf der Heimfahrt kehrte ich bei meinem Förster ein, der mich für den Herbst zur Jagd geladen hatte. Aber eine trübe Nachricht hörte ich hier; der alte Großvater in meiner Mühle ist entschlafen, ruhig und sanft. Ein wehmüthiges Gefühl durchzuckte meine Brust; er hatte mir beim Abschied noch so freundlich die Hand gereicht und ein frohes Wiedersehn gewünscht. Und nun liegt seine irdische Hülle schon im kühlen Grabe, und sein Geist ist so fern von uns. Ich will einige Tage hier bleiben, und mich auf das Wiedersehen der trauernden Familie vorbereiten.

Wir müssen uns auch mit dem Gedanken des Todes vertraut machen. Wir müssen zuweilen Sterbende in ihren letzten Augenblicken sehen, wo sie gleichsam freiwillig und gern von diesem Leben scheiden, weil die Ueberzeugung eines höheren Lebens, einer jenseitigen Wirklichkeit in ihrer Brust liegt; sie erwächst gleich einer Blume aus dem schwellenden Keim, so wie die irdische welkt. Es tritt zuletzt eine Lebensmüdigkeit ein; ich bemerkte sie auch bisweilen bei meinem alten Müller. Der Kreislauf unseres irdischen Daseins bedingt das; und Mancher fühlt, was Schiller den alten Schweizer sagen läßt:

„Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Sie sind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt!“

Ja, wir werden müde, und sehnsüchtig nach den

Vorausgegangenen; aber lebenssatt soll der Greis nicht werden! Der Mensch soll überhaupt auf allen Stufen seines Lebens, und unter allen wechselnden Geschicken, seine Existenz als eine göttliche Wohlthat ansehen, das Leben nicht verachten, oder gar eigenmächtig von sich werfen, wozu er die Gewalt hat: er ist sonst des erhabenen Geschenkes unwerth, hat es nicht weise benutzt, und keine blühenden, duftenden Erinnerungen und Hoffnungen im Herzen gehegt und getragen.

Das Alter bringt den Tod mit sich; aber wir sollen ihm mit einer Heimathsehnsucht entgegensehen, auch uns nicht bekümmern, ob wir heute oder morgen sterben. Was liegt daran? Wir werden geboren, und sterben; der Zwischenraum ist immer nur geringfügig, ein Moment für die Ewigkeit.

Aber der liebende Vater, der an der Pforte des Eingangs in das Leben über uns wachte, erwartet uns auch an der Pforte des Ausgangs. Er weiß, wann unsere Zeit gekommen ist, wir können uns ihr nicht entziehen. Wir sollen aber, so lange wir leben, dahin trachten, das Ziel unserer Sendung zu erreichen, damit wir den Willen unsers himmlischen Vaters, der uns sendet und hinwegrafft, erfüllen mögen, so viel in unsern Kräften steht.

Auf der Erde ist alles so unvollkommen. Und das sollte so bleiben und damit alles zu Ende sein? Nein, wir tragen sichere Hoffnungen im Herzen; die Religion schenkt uns einen unzerstörlich festen Glauben, und, wie Jean Paul sagt: „Wenn in der letzten „Stunde Alles im gebrochenen Geiste abblüht und

„herabsinkt, Dichten, Denken, Streben, Freuen: so „grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens „fort, und stärkt mit ihrem Duft im letzten Dunkel.“ Ja, ein solcher schöner, blühender Glaube, wo Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits sich durchdrungen haben, muß uns begleiten, nicht das Unbestimmte, Nebelhafte, wie es manche philosophische Systeme, nicht das düstere Melancholische, wie es so manche theologische Ansichten lehren.

Der Tod ist nichts Düsteres und Schreckliches. Die Erscheinungen am Krankenbette, diese Zerrüttungen, diese Kämpfe, diese Schmerzen sollen uns nicht täuschen. Die Natur ist eine gütige Mutter; sie verhüllt dem Leidenden den Todeskampf. Das Hinscheiden selbst ist mild und sanft. O ich erinnere mich noch eines solchen Sterbens. Mein Sohn Ludwig, ein gesunder, liebenswürdiger Knabe, erkrankte plötzlich am Scharlach; die Krankheit nahm den schnellsten Verlauf; sofort Delirium, das trotz der Bemühungen des Arztes immer wuchs. Fürchterliche Zustände, diese Unruhe, dieses Rasen. Eine ganze Nacht brachte ich an seinem Krankenbette zu, und Morgens wurde er plötzlich ruhig; er lag da still, alle verzerrten Züge des Fiebers waren von seinem milden Gesichte gewichen. Ich dankte Gott, ich glaubte, die Krankheit habe sich gewendet, er schlafe sanft und werde nun genesen; aber er war für immer entschlafen, er war todt, wie ich mich erst nach und nach überzeugte.

Also sanft ist das Sterben selbst; aber was ist es denn, wo ist ein Zeichen der Fortdauer des entflohenen

Geistes? Wunderliche Beweise führen so Viele, z. B. durch die Wiedergeburt der Natur im Frühling. Der Engländer Brougham meint, da der Körper in einer Reihe von Jahren seine Bestandtheile ändere, so müsse hieraus die Unabhängigkeit der Seele vom Körper folgen. Wir erklügeln nichts, mein Freund; aber das fühlen wir, daß das Geistige in uns eine Kraft ist, die dem Ewigen entsprossen, nie untergehen kann, sondern in ihrem Zusammenhang mit dem Ewigen fort und fort wirken muß. Der Tod ist also nur eine höhere Wiedergeburt unsers unvergänglichen Wesens. Die Form der Erscheinung wird verwandelt, das im Innern wohnende Geistige ist ewig und unwandelbar. Gewiß naht der Sterbende einem großen Moment, wo höhere Kräfte entwickelt werden. Behalten wir das schöne Bild: Psyche sprengt ihre Hülle!

Aber fühlt der Sterbende etwas von dieser seiner nahenden Bestimmung, von diesem Uebergang zu einem andern Sein? Hat er Ahnungen, thut er tröstende Blicke in das Jenseit, ohne sich uns mittheilen zu können? Wohl scheint es so, wenn wir Sterbende sehen, die mit Bewußtsein scheiden. Es scheinen sich ihren Blicken, ihren Ahnungen, selige Hoffnungen zu nähern, die Gestade der Ewigkeit scheinen sich ihnen zu öffnen. Es tritt oft noch, wie so viele Beispiele der Geschichte beweisen, eine heilige Begeisterung ein, die nur in Vorahnungen ihren Grund haben kann. Das Vorgefühl eines höheren Lebens, eines neuen aus der menschlichen Natur sich entwickelnden geistigen Zustandes, entfaltet sich in den zerstörenden Augenblicken des ge-

genwärtigen. Es liegen so große Kräfte im menschlichen Geiste, die hier nicht zu ihrer vollen Entwicklung kommen, aber Wahrheit sind. Was Gegenstand des Denkens war, muß auch Gegenstand eines höheren Ahnens sein können.

Oft habe ich bemerkt, daß Kranke, die sich ihren letzten Tagen nähern, eine heitere Ruhe gewinnen, daß sie von großen Hoffnungen beseelt, und zu belebter Thätigkeit hingezogen werden, einer geistigen Thätigkeit, die zwar auf die hiesigen Bestrebungen gerichtet, aber doch ein deutsames Zeichen ist für eine in die Ewigkeit hinüberreichende Kraft.

Ich hatte einen Freund, der lange auf dem Krankenlager siechte; er war unwirsch, haderte mit seinem Geschick, und fühlte sich schon lange unfähig für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, denen er sonst Kraft und heitere Thätigkeit gewidmet hatte. In seinen letzten Tagen wurde er plötzlich mild, heiter, hoffnungreich, und geistig angeregt. Er arbeitete in seinem Bette mit Leichtigkeit und Lust, war voller Ideen und Pläne, ließ seine Bücher, seine Entwürfe, seine Excerpte sich bringen, und componirte an einem unterbrochenen Werke mit großer Freude, wie in den besten Tagen. — Er starb ruhig. Es war mir eine wunderbare Erscheinung, wie hier im Sterben der Geist noch die Flügel regte; es war wohl ein Ahnen der Freiheit, und eines Uebergangs zum Höheren.

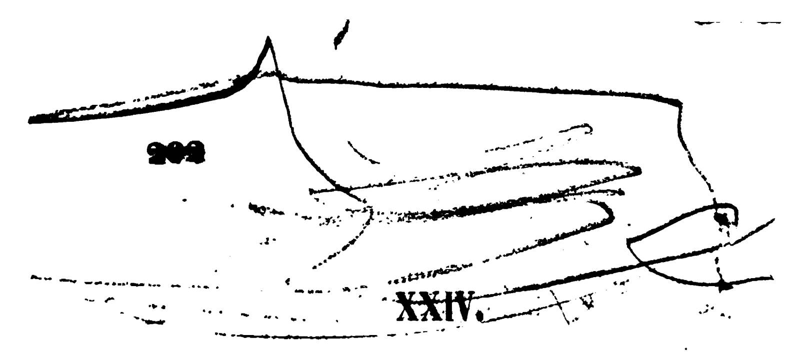
So erzählt auch Immermann vom unglücklichen Dichter Grabbe: „Seine Arbeitswuth konnte für „ein gefährliches Symptom, für eine Hektik des Geistes,

„für das Zeichen geheimer Todesahnung gelten. Die „Kraft, welche ihr Verwelken fühlt, sucht sich des „Vollgehaltes der kurzen Spanne Zeit, die ihr noch „zugemessen ist, mit fieberischer Heftigkeit zu bemächti- „gen." Nein, ich erkenne darin etwas Höheres, Ahnungsreiches, was die Kräfte des Geistes bewährt, und seine Schwingen in Bewegung setzt. So fühlen auch Sterbende in den letzten Augenblicken sich leicht und wohl. Ein inniger Freund, Superintendent Justi zu Marburg, erzählte mir, wie Professor C. ihm erzählt, daß er, zum Tode krank, und mit dem Gefühl des nahen Sterbens, ein himmlisches Wohlsein gefühlt habe. Nach einer Medicin, die ihm zur Genesung verholfen, habe er aber einen wahren Schmerz und einen unheimlichen Zustand ein Zeitlang empfunden.

So giebt es, wie ein Naturphilosoph sagt, Momente, wo die menschliche Natur den Anker nach einer schöneren Heimath lichtet, und wo die Schwingen des neuen Daseins sich regen. Wir aber, lieber Julius, die wir noch gesund sind und leben, wollen dahin trachten, das Ewige und Göttliche in unserer Brust zu nähren, und immer klarer zur Anschauung zu bringen; wir wollen leben und wirken, denken und streben, mit allem, was die Gegenwart uns bietet, unsern Geist bereichern und bilden; dann werden wir mit freudiger Hoffnung und ruhigem Vertrauen über die dunkle Scheidelinie, die wir Tod nennen, hinüberblicken können.

Schlegel sagt in seiner Tragödie: Jon:

„Der Tod kommt, wie in Freundesnäh' ein Schlummer,
Wenn Kindeshand die müden Augen zudrückt."

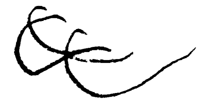


XXIV.

Theurer Freund, ich habe mich in meinem alten Müller nicht geirrt; er ist so gestorben, wie ich es mir dachte, mild und ruhig, in seinen letzten Stunden heiter und getrost. Er hat den Enkeln auf seinem Sterbebette noch gute Ermahnungen gegeben, und in den letzten Augenblicken von frohen Erlebnissen der Jugend gesprochen, und die Namen seiner längst dahin gegangenen Gespielen und Freunde genannt. Ein seliges Lächeln hat um seine nur noch leise sich bewegenden Lippen geschwebt. Der Engel des Todes hat ihn sanft in seinen Armen gewiegt, und in eine andere bessere Welt hinübergetragen.

Ihm erschienen in der letzten Stunde schöne Erinnerungen seines Lebens, seiner Jugend, und erheiterten sein Sterben. Sollten wir nicht noch seliger und freudiger hinscheiden können, da so viele herrlichere und erhabenere Erinnerungen unser Herz bewegen? Sind wir es nicht auch, denen Jean Paul zuruft; „Denke „daran in der dunkeln Stunde, daß der Glanz des „Weltalls einst Deine Brust gefüllt, und daß Du erkannt hast die Größe des Seins. Hast Du nicht in „die halbe Unendlichkeit hineingesehen, den gestirnten „Himmel, und am Tage in die andere?“

„Denke in der dunkeln Stunde an die Zeiten, wo „Du in der Entzückung zu Gott betetest, und wo Du



„ihn dachtest, den größten Gedanken der Endlichen, „den Unendlichen."

„Kannst Du vergessen in der dunkeln Stunde, „daß es große Menschen gab, und daß Du ihnen „nachziehst? Erhebe Dich durch die Geister, welche „auf ihren Bergen standen, und die Gewitter des Le„bens rundum, nie über sich hatten! Rufe Dir zurück „die Thronfolge der Weisen und der Dichter, welche „Völker nach Völkern begeistert und erleuchtet haben."

Ja, auch dieses Leben bietet so viel Großes, Erhabenes und Heiliges. Wir wollen drum die Tage, die Stunden, die Minuten genießen, als ob es Ewigkeiten wären, und wie jener Dichter das Schönste und Herrlichste in unserer Brust bewahren für die letzte Stunde, damit sie uns Pfänder werden für künftige, noch schönere.

In meiner Mühle ist Alles wieder in die vorige Ordnung zurückgekehrt. Die Müllerin weint zuweilen noch ein Thränchen; die Weiber sind ja bloß Empfindung und Gefühl, während der Mann nachdenkt und handelt. — Die Kinder sagen: der gute Großvater ist nun im Himmel; und sie gehen wieder ihren Spielen und Freuden nach. Ich aber wandle sinnend durch die herbstliche Landschaft. Frühling und Sommer sind geschieden mit all' ihrer Lust und Herrlichkeit. Ich will nun auch scheiden aus meinem einsamen Thal, will allen meinen lieben Plätzen, an die sich stille, freundliche Erinnerungen knüpfen, Lebewohl sagen.

Ich habe sie meist schon durchwandert, und Alles so verändert gefunden, so herbsttrüb und abschiedtraurig. Ich stand unter jenem hohen Baum im herrlichen Buchenwald, der mit seinem dunkelgrünen Baldachin in diesem Frühjahr mich beschattete, und aus dessen Zweigen die lustigen Vögel mich begrüßten, wenn ich Dir von Frühlingslust und Sommerherrlichkeit schrieb.

Ich saß auf jener Klippe, von der ich in das bunte geschmückte Thal hinabsah, und einst in den Tönen meiner böhmischen Spielleute mich berauschte. Alles ist falb, matt, leer geworden; die Sänger sind fortgezogen, die dürren, gelben Blätter rauschen um mich her. Ein Rabe wiegt sich mit kreischendem Ruf auf hohem Tannenbaume; tief aus der Gebirgsschlucht höre ich Schüsse, und des Jagdhorns lockende Töne, die einst den Herbst mir so zauberreich verherrlichten. Wie ist der Mühlengarten wüst und leer; auch mein lieber Apfelbaum schüttelt schon die letzten dürren Blätter herab.

Die Sonne sinkt so früh, die Abende sind so lang, man muß schon ein wenig heizen lassen, um im trauten Stübchen behaglich verweilen zu können. Ach, der Winter nahet nun; mein ländlicher Aufenthalt bietet keinen Ersatz und Trost mehr für die Einsamkeit, und meine Sehnsucht erwacht nach Dir und den lieben Freunden, die ich so lange nicht sah.

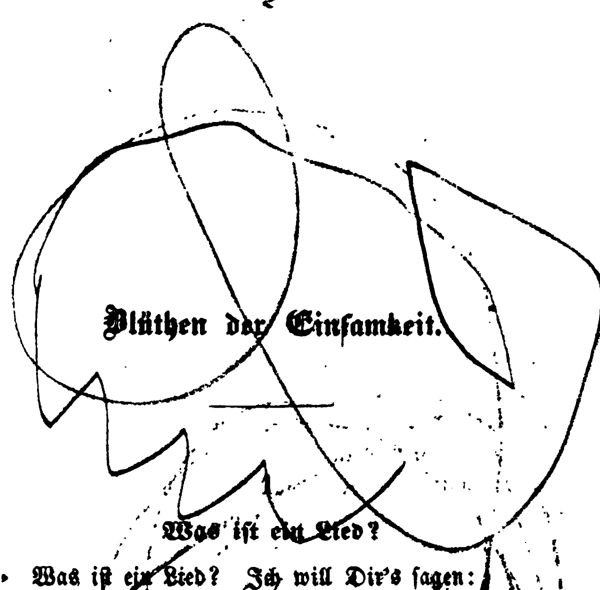
Ich komme mein Julius! Ich will mir die Zeiten zurückrufen, wo jeder Wechsel der Jahreszeiten dem bewegten Jugendherzen neue Freude und neue Hoffnungen brachte. Wir wollen am langen Winter-

abend uns zum Kamin setzen, und von den Tagen schöner Jugendzeit, von jenen träumerischen mährchenhaften Winterabenden mit einander reden; wir wollen unserer Pläne und Phantasieen, unserer Hoffnungen und Freuden uns erinnern, und sie so noch einmal genießen, die glücklichen Tage des Lebensfrühlings.

Was bleibt dem nahendeu Alter, als die Erinnerung des genossenen Glücks, und die Ruhe des Herzens, mit der wir rückwärts und vorwärts blicken. Die Zukunft soll uns wie ein rother Abendhimmel in der Ferne leuchten; er soll uns ein Morgenroth künden, wo wir die Knospen sich entfalten und blühen sehen, die wir hier mit heiliger Andacht im Herzen pflegten.

Lebewohl, mein Julius, und liebe mich immer. Freundschaft und Liebe sollen die goldlichten Sterne sein, die mich in die letzte dunkle Stunde begleiten. Ich rufe Dir zu, auf Wiedersehen! O schönes Trostwort; es soll auch einst das letzte sein.

Nachschrift. Ich lege Dir noch ein Sträußlein Blüthen bei, die ich auf meinen einsamen Gängen sammelte. Es sind improvisirte Lieder, die mir unsichtbare Genien im frischen Waldesduft, im milden Wehen linder Lüfte zuflüsterten.



Blüthen der Einsamkeit.

Was ist ein Lied?

Was ist ein Lied? Ich will Dir's sagen:
Ein süßer Hauch aus freud'ger Brust,
Ein milder Klang aus Jugendtagen,
Ein Nachhall alter, sel'ger Lust.

Ein Götterrausch, wenn Becher schäumen,
Ein freud'ger Ruf durch's Erdenrund;
Von holder Lieb', ein süßes Träumen,
Von eines Mädchen Rosenmund.

Ein heit'res Locken aus der Ferne,
Ein Sehnen, das die Brust erfüllt,
Doch oft ein Schleier, der die Sterne
Der Zukunft ahnungsvoll verhüllt.

Ein Schmerz auch wohl aus alten Wunden,
Ein Seufzer aus bewegter Brust;
Und doch kannst Du allein gesunden
Durch Saitenklang und Liederlust.

2.

Frühlings-Kommen.

Der Frühling ist gekommen,
Das Eis hinabgeschwommen,
In's weite, weite Meer;
Die Lerchen und die Finken
Die Luft in Zügen trinken,
Die Luft wird mild und hehr.

Der Storch und Kranich ziehen
Die Winterstürme fliehen,
Schneeglöckchen ist erwacht.
Es muß den Vorwitz büßen;
Wenn duft'ge Veilchen sprießen,
Ist schon sein Lenz vollbracht.

Und wenn die Rosen blühen,
Die würz'gen Nelken glühen,
Verweht ist Veilchens Spur;
Es wechselt Eins um's And're;
Ich aber zieh' und wand're,
Und heische Ew'ges nur.

3.

Frühlingsgruß.

Frischauf, hinaus in's Leben,
Der Frühling ist erwacht;
Die Blüthenknospen streben
Schon an des Lichtes Pracht.
Die Sänger sind gekommen
Mit alter Lieder Lust.
Der Wintersorg' entronnen,
Schwillt mir so hoch die Brust.

Es tönt von tausend Zungen,
Der jubelreiche Klang,
In tausend Huldigungen
Ergießt sich Herzensdrang.
In dunkle Winterträume
Erschallt ein Zauberruf;
Er war's, der öde Räume
Zum Frühlingsgarten schuf.

4.

Der Berg.

Der erste Gruß aus vollem Herzen,
Sei Dir, Du alter Berg gebracht;
Tief unten laß ich Gram und Schmerzen,
Und grüße Deine Waldespracht.

Den Stürmen hast Du Trotz geboten,
Und steht nun da, so frisch und grün,
Des Thales heit're Frühlingsboten
Umschlingen Dich, und Kränze blüh'n.

An Dich, an Dich will ich mich lehnen,
Und stehen felsenfest, wie Du;
Da unten mag man brüten, wähnen,
Hier oben wohnet Himmelsruh'.

5.

Das Thal.

Du Thal, wo Lieder schallen,
Du Hort der Nachtigallen,
Wie grüß ich Dich so oft!
Die Frühlingslust, die Lieder,
Sie kehren immer wieder,
Wie es das Herz gehofft.

Nur Eins hoff' ich vergebens,
Im Kampf und Drang des Lebens,
Der Jugend Glück und Lust;
Die kehren nimmer wieder,
Wie Nachtigallen-Lieder;
Und Sehnsucht preßt die Brust.

6.

Der Sonntag.

Am frühen Morgen klingen
Die Glocken hell und rein,
Und alle Vöglein singen
Ihr Loblied fröhlich d'rein.

Auch ich zur Kirche walle,
Und sing' aus frommer Brust,
Ein Lied mit lautem Schalle,
Und fühle Himmelslust.

Doch meine Kirche stehet
Auf grünet, duft'ger Au',
Von Eichen hoch umwehet,
Gewölbt vom Himmelblau.

Da fühl' ich nah' verbunden
Mich meinem hohen Herrn,
Hab' Trost und Ruh' gefunden,
Und bete da so gern.

7.

Wald.

Hinaus in des Waldes Stille,
Hinaus in den duft'gen Wald,
Da fliehet die Sorg' und Grille
Im dunkelen Grün so bald.

Es locket die frische Kühle,
Es locket Waldeinsamkeit
Zum murmelnden Quell, da fühle
Das Herz ich so frei und weit.

Mich grüßen der Drossel Lieder,
Mich grüßet manch' Vöglein werth;
Sie Alle sind fröhlich wieder
Zum duft'gen Hain gekehrt.
Durch dunkel gewölbte Hallen
Das schüchterne Rehlein wallt.
Fern hör' ich das Jagdhorn schallen;
O, Wald, o, Du süßer Wald!

8.

Ewig Lieder!

Von Liedern klingt's in allen Lüften,
Und hallt und schallt Jahr aus, Jahr ein;
Wenn frisch die Veilchen wieder duften,
Zieh'n auch der Sänger Schaaren ein.
Verstummen aber ihre Lieder:
Es kommen immer Sänger wieder.

Der Frühling treibt viel tausend Blüthen,
Und bleibt so reich, wie jedes Jahr;
Der frische Quell wird nie ermüden,
Er sprudelt perlend immerdar;
Und Alles, was Natur gegeben,
Erneut sich stets zu frischem Leben.

So wird auch ewig blühen, treiben,
Des Menschen Geist in reiner Brust,
Der Quell wird frisch und hell verbleiben,
Und sprudeln Glück, und Lied und Lust.
D'rum schließt sich nie das Buch der Lieder,
Die Sänger zieh'n, und kommen wieder.

9.

Im Dorf.

Seh' ich so in Dorfes Mitte,
An dem murmelnd hellen Bach,
Bunt bemalt, die kleine Hütte,
Mit dem leuchtend rothen Dach;
Seh' die dunkel schatt'gen Bäume,
Und der Kinder frohes Spiel,
Da erwachen sel'ge Träume,
Und mich schreckt das Weltgewühl.

Denke oft mit leisem Hoffen,
Ob wohl dort der Friede wohnt?
Und ich seh' die Pforte offen,
Ueber der der Nußbaum thront.
Heimathsehnsucht hat durchdrungen
Mir das schwer gedrückte Herz;
Mährchen, Lieder, längst verklungen,
Wachen auf mit Lust und Schmerz.

10.

Rückblick.

Bin den weiten Weg gegangen,
Frisch durch Wald, und Berg und Thal,
Wolken haben schwer gehangen,
Dornen hemmten ohne Zahl.
Und nun steh' ich an dem Ziele,
Blicke rückwärts in's Gefild,
Und das bunte Bahngewühle,
Rundet sich zum Landschaftsbild.

Also war die Bahn des Lebens
Auch voll Dornen, Müh' und Qual,
Suchte Blumen oft vergebens,
Schreitend über Berg und Thal.
Doch, wenn ich nun rückwärts schaue,
Lächelt Alles sanft und mild,
Und die bunte Lebensaue
Wird ein sinnig hübsches Bild.

11.

Das Leben.

Ach, alles Glück auf ird'schen Fluren
Ist nur ein bunter, flücht'ger Traum;
Es schimmert hell, und seine Spuren
Verschwinden, wie der Blase Schaum.

Des Kindes Wahn, des Jünglings Streben,
Die hohe Freundschaft in der Brust,
Der süßen Liebe Zauberleben:
Das all' verweht, wie Blüthenlust.

So auch des Mannes hohe Pläne,
Sein Kampf um Leben, That und Glück;
Mit einer heißen Schmerzensthräne
Blickt er auf seine Bahn zurück.

Da steht er, und ist alt geworden,
Er denkt, was er gehofft, geahnt;
Er denkt nun, an des Grabes Pforten,
Daß Alles wie ein Traum ihn mahnt.

Und wie die Bilder all' zerstieben,
Klingt aus der Brust ein hohes Wort:
Dein Geist ist frisch, ist jung geblieben,
Des Lebens Strom reißt ihn nicht fort.

12.

Land!

Nicht in den Schooß die Hände legen;
Nein, rüstig handeln, das bringt Segen.
Bringt Trost und Ruhe in die Brust.
Man muß dabei dem Schicksal trauen,
Und der Gefahr in's Auge schauen,
Der eignen Kräfte sich bewußt.

Wild tosen um mich her die Wellen,
Das Schifflein drohte zu zerschellen,
In rathlos wilder, dunkler Nacht;
Da ist ein Stern mir aufgegangen,
Ich hielt das Steuer fest umfangen,
Und hab' mein Schiff an's Land gebracht.

13.

Die Ferne.

Hinter mir ein langes Leben,
Ach, es gleicht der dunkeln Nacht;
Einzeln aber schimmern, schweben
Sterne noch mit lichter Pracht.
Das sind Augen schöner Frauen,
Die wie Sterne leuchten weit,
Die noch heute nach mir schauen
Aus dem Dunkel ferner Zeit.

Hinter mir ein düst'res Schweigen,
Alles still, kein Gruß, kein Ton;
Aber einzeln wehen, neigen
Leise Klänge zu mir schon.
Ach, es sind die süßen Lieder,
Die mir einst die Freundin sang,
Und ihr Liebeswort hallt wieder
In der Brust so froh, so bang.

14.

Erde und Himmel.

Mich umgeben glüh'nde Rosen,
Sanfte Weste spielen, kosen
Mit dem süßen Wellenhauch;
Beeren duften, Kirschen neigen
Sich zu mir aus dunkeln Zweigen,
Und der Becher schäumet auch.

Nichts wie Freude, froh' Getümmel,
Ueber mir der blaue Himmel,
Aus dem Busch ein Flötenlied,
Das die Sängerin, die holde
Nachtigall, im Abendgolde
Mir zu weihen sich bemüht.

Wenn ich solche süße Dinge
Frei und froh genieße, singe,
Ahn' ich Himmel in der Brust;
Glaube, seine sel'ge Auen
Schon auf lieber Erd' zu schauen,
Bin der Einheit mir bewußt.

15.

Herz steh' fest!

Herz steh' fest, Du altes Herz,
Wie sich auch die Wellen heben!
Ohne Stürme, Sorg' und Schmerz
Giebt's kein Jahr, und auch kein Leben.

Donner, Regen, Wolkenbild,
Wechseln in den Frühlingstagen,
Haß und Leidenschaften wild
Sind des armen Lebens Plagen.

Steh' nur fest, Du Steuermann,
Wie sich auch die Wellen thürmen,
Blick' den Stern am Himmel an,
Rettung bringt er oft in Stürmen.

16.

Des Liedes Macht.

Was mich quält, und was mich drückt,
Bring' ich so gern in Lieder,
Poesie erhebt, beglückt,
Giebt mir den Frieden wieder.

Leichter trägt sich jeder Schmerz
Auf des Gesanges Schwingen;
Darum Muth, Du altes Herz,
Laß nur ein Lied frisch klingen.

17.

Kampf.

Kämpfen gilt's, und nimmer zittern
Vor dem Tod und Untergang!
Einer kämpft mit Riesen, Rittern,
Mit des Sturmes Wogendrang;

And're kämpfen mit dem Leben,
Seinen Sorgen, seinen Müh'n,
Mit des Undank's gift'gem Weben,
Und des Hasses wildem Glüh'n.

Feinde giebt's in allen Ecken
Leidenschaft in Stürmen braust,
Mußt Dir Muth im Herzen wecken,
Leg' das Schwert nicht aus der Faust.
Kämpfen gilt's, die Stirne bieten,
Muthig kämpfen um Dein Heil;
Seelenruh' im ew'gen Frieden
Wird im Himmel nur Dein Theil.

18.

Sehnsucht.

Durch des Windes Sturm und Sausen,
Durch der Wellen Toben, Brausen,
Durch das wirre Wolkenheer,
Hör' ich oft, von fern getragen,
Klang und Lied aus Frühlingstagen,
Und das Herz ist sehnsuchtschwer.

In des Lebens bunten Wirren,
In dem Sorgen, Kämpfen, Irren,
Das den Tag so düster macht,
Will ein leises frohes Ahnen
Oft an Jugendzeit mich mahnen,
Aber hin ist ihre Pracht.

Und es rollen heiße Thränen,
Und mich faßt ein tiefes Sehnen,
Nach dem bess'ren Heimathland;
Ew'gen Frühling, ew'ge Jugend,
Richt' ich, in den Sternen suchend,
Nach dem Himmel Herz und Hand.

19.

Blühen und Welken.

Die Blüthen sind vergangen,
Es rundet sich die Frucht;
Im Herzen glüht Verlangen,
Das ew'ge Blüthen sucht.

Doch Keine bleibt von Allen,
Verwelken ist ihr Loos;
Und ach, die Früchte fallen
Verkümmert in den Schoos.

So war auch einst das Leben
Ein duft'ger Blüthenbaum;
Was hat er mir gegeben?
Du zählst die Früchte kaum.

Und tief fühl' ich die Schmerzen
Daß Alles welkt und flieht,
Die Sehnsucht wohnt im Herzen,
Die nach dem Ew'gen fleht.

20.

Frühlingsende.

Des Haines Lieder sind verklungen,
Mit aller Lieb', mit aller Lust;
Das letzte Liedlein hat gesungen
Die Nachtigall aus voller Brust.

Nun ruh'n sie all', und schnell verflogen,
Ist Frühlingssehnen, Liebesdrang,
Die Sorgen sind in's Nest gezogen,
Verhallt ist Jubel und Gesang.

Sie füttern sorgsam ihre Kinder,
Und lehren ihnen Flug und Jagd;
Das Leben hat auch Dir nicht minder,
Statt Jugendlust, nur Sorg' gebracht.

21.

Letzte Rose.

Der letzten Rose duft'ges Blühen,
Des lieben Vogels letztes Lied:
Wie auch noch Sommers Strahlen glühen,
Sie künden doch, daß Frühling schied.

Bald welket auch dem süßen Leben
Der letzten Rose heit're Lust,
Das frohe Lied wird auch entschweben,
Das letzte Lied aus Sängers Brust.

22.

Das Lied vom Herbste.

Der Herbst ist da, die welken Blätter fallen,
Im Hain ist's still, kein Lied will mehr erschallen,
Und trüb' und düster liegen Feld und Flur.
Auch mir dem Sänger ist der Herbst gekommen,
Hat Blumen, Blüthen, Lust und Lieb' genommen,
Und düster naht des Winters rauhe Spur.

Doch wie an Mutterbrust in stillen Tiefen.
Die Keime, nur geschlossen träumten, schliefen,
Bis sich im Lenz entfaltet Lust und Pracht;
So will auch ich im Geist die Lebensblüthen,
Beim Wintersturm mir treu und sorgsam hüten,
Bis Zauberruf einst tönt: Erwacht, Erwacht!

23.

Der Winter.

Das Mädchen, das uns frohe Lieder sang,
Mit Blumen uns die frische Spur bestreute,
Matrone nun, und vor dem Winter bang,
Denkt sie nicht mehr an Liebe, Lust und Freude,
Sie pflegt die Kinder, sorgt für Küch' und Haus
Die Sänger zogen in die Welt hinaus.

Die Drossel floh den öden, düstern Wald,
Die Lerche fand nicht mehr die grünen Saaten,
Den blauen Himmel decken Wolken kalt,

Und alle Zeichen öden Winters nahten.
So fern ist schon der süße Frühlingstraum,
Und nur die Sorge hat im Herzen Raum.

Ach, auch der Lebensfrühling kommt und zieht;
Er läßt uns nur die kahlen, bittern Sorgen;
Die Poesie von blüh'nden Fluren flieht,
Und von der Prosa muß das Brod sie borgen.
Zum blauen Himmel blickt' ich fragend oft,
Wenn ew'gen Frühling ich geahnt, gehofft.

24.

Wintertrost.

Alter nahet, der Winter des Lebens mit schneeigen Gipfeln,
Nebelumhüllt und kalt, schließt er die Ferne mir zu.
Nicht mehr locket der blumige Pfad in die duftenden Wälder,
Nicht mehr locket Gesang sehnend das klopfende Herz.
Nicht mehr hängen die schwellenden Beeren am Rebengeländer,
Und des Apfels Roth fiel vom entblätterten Baum.
Ach, es fielen auch mir die Blüthen und Früchte des Lebens,
Nicht mehr locket das Ziel sehnender Wünsche hinaus.
Winter nahet; ich sitze nun still in der dunkelen Kammer,
Sitze am knisternden Heerd, tief in der Seele betrübt.
Siehe, da tritt ein Knabe herein mit rosigen Wangen,
Goldene Locken um's Haupt, hebt er den funkelnden Stab;

Und es öffnet sich mir der Zauber der süßen Erinn'rung,
Kindergarten erblüht; Jugend und Frühling und Lust
Wachen im Herzen mir auf, Vergangenheit trägt mich auf Schwingen,
Zukunft und Gegenwart seh' ich umschlungen vom Strahl
Rosigen Morgenroths. Im Busen sprichts: Ewig und Eins All;
Und ich erkenne das Kind; Phantasus ist es genannt.

